



Berlin, den 10. Oktober 1903.

Bebel und Genossen.

III.*)

Menacer sans frapper en politique, c'est se découvrir.

Vor ich zum Genossen Bebel zurückkehre, muß ich über die Rechtfertigungsversuche der vier öffentlich von mir der Unwahrhaftigkeit angeklagten Genossen ein paar Worte sagen. Genosse Bernhard bestritt keinen irgendwie wesentlichen Punkt der Anklage und führte als mildernden Umstand nur an, er sei in Dresden „bestürzt“ gewesen und habe nicht die Möglichkeit gefunden, auszusprechen, was er über mich und meine Wochenschrift auf dem Herzen hatte. Das Bewußtsein solcher Verschuldung — die gerade er eigenem Willen, nicht den Umständen zuzuschreiben hatte — hielt ihn aber nicht von dem unanständigen Versuch ab, mich in Nebenpunkten der Lüge zu zeihen. Der Versuch blieb freilich erfolglos. Festgestellt wurde, daß mein Entschluß ihn, wider seinen Wunsch, veranlaßt hatte, in der Parteitagwoche hier keinen Artikel zu veröffentlichen; und ferner, daß ich ihm schon im August gerathen hatte, die Mitarbeit an der „Zukunft“, um in der Partei Ruhe zu haben, so schnell wie möglich aufzugeben und sich eine eigene Finanzwochenschrift zu gründen, für deren erste und schwerste Lebenszeit ich ihm die Geschäftsräume und den gesammten Apparat meines Verlages unentgeltlich zur Verfügung stellte. Dieses Anerbieten beglückte ihn damals. „Dann kann ichs machen“, rief er, der vorher über Mangel an Kapital gestöhnt hatte, und bat seine Gattin ins Zimmer, um ihr „Hardens fabelhafte Liebenswürdigkeit“ mitzutheilen. Was er vier Wochen danach in Dresden that und unterließ,

*) S. „Zukunft“ vom 26. September und 3. Oktober 1903.

habe ich vor vierzehn Tagen erzählt. Genosse Braun, der, nebst seiner Frau, in materiellen und literarischen Fährnissen eines wirthschaftlich nicht nur der Philistermoral widersprechenden Lebens Jahre lang von mir Hilfe erbeten und erhalten hatte, fand es jetzt „unter seiner Würde“, auf meine Anklage präzise zu erwidern, und glaubte, durch groben und größten Schimpf seine Sache bessern zu können. Keine Silbe des in den beiden letzten Heften über ihn Gesagten ist entkräftet worden, konnte entkräftet werden. Doch er stand auf verlorenem Posten, wurde von den eigenen Parteigenossen mit Ausdrücken tiefster Verachtung überschüttet: und so mag man ihm die traurige Taktik verzeihen. Unverzeihlich aber war und ist das Verhalten des Genossen Goehre. Er, der vor ein paar Jahren noch das Evangelium von der Kanzel herab verkündet hatte, griff nun nach den schäblichsten Mitteln journalistischer Trostknecchte. Silbenstecherei und Schimpfwörter sollten den Thatbestand verdunkeln: daß Genosse Göhre Stimmung und Beschluß seines Parteivorstandes kannte, als er seinen Artikel in der „Zukunft“ veröffentlichte, und daß er in seiner Erklärung vom zwanzigsten April 1903 wissentlich Unwahres behauptet, in seiner dresdener Rede wissentlich Wahres verschwiegen hat. Auch andere Lüge wurde ihm nachgewiesen. Das hinderte ihn, als er sich zum Verzicht auf sein Reichstagsmandat gezwungen sah, nicht, wider besseres Wissen die Behauptung aufzustellen, er habe meine „Verdächtigungen als Fälschungen entlarvt“. Nicht Verdächtigungen, sondern erweislich wahre Thatsachen hatte ich gegen ihn vorgebracht; und trotz vielfachen Bemühungen ist ihm nicht gelungen, eine meiner Angaben in ihrer Beweisraft zu erschüttern. Schade, daß der Mann, den einst so frohe Hoffnung empfing, dem Kampf um politische Macht nicht fern blieb; der sittliche Wille war in ihm schwächer als der Ehrgeiz, der starke Versucher. Klüger als die Drei handelte Genosse Heine. Ehe noch die Anklage gegen ihn erschienen war, veröffentlichte er im „Vorwärts“ eine lange Schußschrift. Zweck: die Wirkung zu mindern, die in seiner Partei die Enthüllung der Thatsache haben mußte, daß er den Feldzug gegen den Genossen Mehring als Strategie geleitet hatte. Jeder halbwegs erfahrene Bertheidiger rüth dem Angeklagten, belastende Momente, die in der nächsten Stunde der Beweisaufnahme ans Licht kommen müssen, lieber selbst, als handle sich um unerhebliche Dinge, vorzubringen. Doch die Schußschrift trug auch das Merkmal schlechterer Advokatenpraxis; sie war nicht von dem Streben nach Wahrhaftigkeit diktiert, sondern von dem Bemühen, durch große und kleine Entstellungen des Thatbestandes den Gegner ins Unrecht zu setzen. Ich müßte ganze Seiten füllen, wenn ich alle Ungenauigkeiten des heinischen Schriftsatzes nachweisen wollte. Das ist einst-

weisen nicht nöthig. Zwei Proben werden genügen. Er sagt („Vorwärts“ Nr. 228): „Ich schickte die Briefe (Mehrings) mit Dank zurück . . . In der selben Zeit schrieb ich Herrn Harden einige Zeilen über eine Theateraufführung und erhielt bald darauf von ihm seine Brochure ‚Kampfgenosse Sudermann‘ mit einer Dedikation“. Der Brief, den er meint, enthielt erstens die Bitte, ihm Gelegenheit zu geben, „die so angenehme und anregende Plauderei (mit mir) fortzuspinnen“; zweitens Nachrichten und Grüße von Herrn und Frau von Bollmar; drittens die Aufforderung, über den Geisteszustand eines seiner Klienten ein literarisches Gutachten abzugeben; viertens eine spöttische Erwähnung des Herrn Sudermann, die mir den Anlaß bot, dem Spötter meine Brochure zu schicken. Das nennt Heine „einige Zeilen über eine Theateraufführung“. Der Brief ist vom sechsten Februar 1903 datirt; und erst zwei Monate später schickte er endlich die von mir entliehenen Briefe Mehrings zurück. (Der die verspätete Rücksendung entschuldigende Brief, aus dem im vorigen Heft ein Stück abgedruckt wurde, ist nicht, wie dort irrtümlich stand, am fünfzehnten, sondern am fünften April 1903 geschrieben.) Zweite Probe. Herr Rechtsanwalt Heine citirt aus dem Gedächtniß, er habe mir (nach der neulich erwähnten „Dedikation“) geschrieben: „Die politische Wahrhaftigkeit zeigt sich darin, daß man den Muth hat, nicht mehr zu glauben, was man nicht mehr glauben kann, und nicht zu sagen, was man nicht mehr sagen kann. Diesen Muth haben Sie bewiesen.“ Das habe ich, fügt er hinzu, auf meine Haltung in einer sechzehn Jahre zurückliegenden Zeit bezogen. Daß ich vor sechzehn Jahren an literarische Thätigkeit noch nicht dachte und meine ersten Apostata-Artikel im Sommer 1890 erschienen, mag hingehen, beleuchtet aber die Genauigkeit heinischer Darstellung. Doch was hat er mir in Wirklichkeit geschrieben? „Das Wesen der politischen Wahrhaftigkeit steckt tiefer, in dem Muth, Nothwendiges zu erkennen und zu vertreten, auch wenn es Einem zuwider ist. Es ist wohl nicht nöthig, zu sagen, daß Sie sich diesen Ruhm vindiciren können; vielleicht aber hören Sie es gern auch von Jemand, der in sehr wesentlichen Punkten, vielleicht den wichtigsten der heutigen Tagespolitik, anderer Meinung als Sie über das Nothwendige ist.“ Genosse Heine hat also falsch citirt und den Sinn seines langen Briefes (vom zehnten Februar 1903) bis zur Unkenntlichkeit entstellt; denn dieser Brief lobte nicht meine in ferner Vergangenheit, sondern meine in „heutiger Tagespolitik“ bewiesene Wahrhaftigkeit. Und daß der Vertreter des dritten Reichstagswahlkreises mir solches Lob gespendet habe, sollte den Parteigenossen verschwiegen werden.

Die beiden Proben genügen zunächst wohl; ich könnte ihnen manche andere gefellen, will hier aber heute nur wiederholen, was ich im „Vorwärts“ auf Heines Schriftsatz geantwortet habe.

Herr Heine druckt Theile aus Briefen ab, die er an mich gerichtet hat, und meint dann, ich würde mich vielleicht darauf berufen, daß diese Briefe mit „Hochachtungsvoll und ergebenst“ schließen. Das ist kein übler Witz. Die konventionelle Formel würde freilich nichts beweisen. Herr Heine aber versucht, durch Weglassungen seinen Briefen den Charakter der Intimität zu nehmen, den sie hatten. Der, den er mir nach seiner Rede aus Dresden schrieb, schließt mit „besten Grüßen“; der sechs Tage vorher aus Tegernsee geschriebene, intim eingeleitete, schloß mit dem Satz: „Vollmars, bei denen ich zwei Tage zugebracht habe, und meine Frau lassen Sie bestens grüßen.“ Ich glaube, daß solche Worte doch etwas mehr beweisen als „Hochachtungsvoll und ergebenst“. Ich habe Herrn Heine Zweierlei vorzuwerfen. Erstens, daß er mich durch eine Depesche verlockt hat, ihm einige Briefe des Herrn Mehring — die er früher zur Ansicht erbeten und Monate lang behalten hatte — nach Dresden zu schicken, und daß er diese Briefe, die er, wie ich annehmen mußte, ausschließlich zur Abwehr gegen mich auf dem Parteitage durch ein Flugblatt verbreiteter Unwahrheiten benutzen wollte, ohne irgend eine Autorisation

Herrn Bernhards übergab und von diesem Herrn zu einem Angriff auf Herrn Mehring benutzen ließ. Ich hätte die Briefe Herrn Bernhard nicht anvertraut habe sie ihm, der dringend darum bat, verweigert und hätte, wenn ich Schoenlanks und Mehrings eigene Briefe gegen Mehring benutzen wollte, längst in meiner Zeitschrift dazu Gelegenheit und Grund gehabt. Herr Heine hat das ihm anvertraute Eigenthum mißbraucht, es mir erst nach zwei schroffen Depeschen, in denen ich es forderte, zurückgesandt und, statt mich, wie er angeboten hatte, gegen Unwahrheiten zu schützen, mich in den Verdacht gebracht ich hätte gegen Herrn Mehring eine Intrigue angezettelt. Sollte die Affaire Schoenlank vorgebracht werden, so mußte Herr Mehring von dieser Absicht vorher benachrichtigt werden. Herr Heine, dem allein, dessen Takt und kriminalistischer Anstandspflicht ganz allein, auf seine Bitte, die Briefe anvertraut waren, hat sich durch sein Verhalten eines, wie ich finde, ungeheuerlichen Vertrauensbruches schuldig gemacht. Der zweite Vorwurf, den ich ihm mache, ist daß er in Dresden sein Verhältniß zu mir und sein Urtheil über mich wissenlich falsch dargestellt hat. Dafür bringt meine Wochenschrift den Beweis... Herr Heine, der sich, obwohl er allein der Anstifter zum Angriff auf Herrn Mehring war, tief im Hintergrund hielt, den Objektiven spielte und mir das Odium aufbürdete, ich hätte dieses unschöne Heldentück inszenirt, Herr Heine behauptet in seinem Schriftsatz, ich hätte „vernichtende Enthüllungen“ über ihn in Aussicht gestellt. Die Behauptung ist unwahr. Ich habe weder die Macht noch die Neigung, den Herrn zu „vernichten“. In der mir aufgezwungene Fehde war mein Ziel, zu beweisen, daß die Herren Bernhard, Braun, Wöhrer Heine ihre Beziehungen zu mir und ihr Urtheil über mein Wirken vor der höchsten Rechtsinstanz ihrer Partei wider besseres Wissen falsch dargestellt haben. Ob dieser Beweis gelungen ist, kann, trotz allen Verdrehungen und erbärm-

lichen Retizenzen, einfach aus dem vorgebrachten und noch vorzubringenden Material erkannt werden. Wer es unbefangen prüft, wird wissen, ob aus den Reden der vier Herren zu merken war, wie sie zu mir und meiner Wochenschrift Jahre lang und bis in die letzte Zeit standen. War Das aber nicht zu merken, dann haben sie gegen mich, dem von ihren Genossen unüberbietbare Schimpfreden zugeschleubert worden waren, unehrenhaft gehandelt. Denn „wer der Masse zu Liebe unterläßt, was Ehre und Pflicht erheischen, ist ein verächtlicher Demagoge.“ Das sagt Herr Rechtsanwalt Heine, der mir vor fünf Wochen spontan mitteilte, er sehe eine „Ehrenpflicht“ darin, auf dem Parteitage offen für mich, für die Reinheit meiner Motive und für die Unparteilichkeit meiner Zeitschrift einzutreten.

Dieser Replik folgte eine Duplik des angeklagten Rechtsanwaltes, die einigermaßen zerknirscht klang, doch an vielen Stellen wieder der Wahrheit ausbog. Das wichtigste Zugeständniß: „Herr Harden hat mir in der That niemals den Wunsch zu erkennen gegeben, gegen Mehring vorzugehen; weder hat er mich noch habe ich ihn für irgend welche Intrigue benutzen wollen.“ Die wichtigste Ablehnung: unsere Gespräche seien nicht intim gewesen. Ich konnte mich mit dem Hinweis auf die Thatsache begnügen, daß Heine vorher auch seinen Briefen den Charakter der Intimität abzustreiten versucht hatte, habe ihn aber öffentlich aufgefordert, mich zu verklagen und sich als beeideten Zeugen vernehmen zu lassen; ich wolle auf das Rechtsmittel der Widerklage verzichten und noch zwei oder drei andere Zeugen vorladen: dann werde festzustellen sein, ob die Mittheilungen, die wir austauschten, mit Fug als intim zu bezeichnen sind. Die selbe Aufforderung richtete ich an die Herren Bernhard, Braun, Göhre. Wenn ich in der Nothwehr Briefstellen veröffentlichte, heißt es in dem Lager, wo die politische Verwerthung eines von Miquel als Student an Marx geschriebenen Briefes wie eine Heldenleistung gefeiert wurde: Das thut kein Sittsamer. Wenn ich gesprochene Worte anführe, werden sie abgeleugnet. Dieses Gebahren ekelt mich nachgerade an. Jedes hier über die vier Genossen gesagte Wort ist wahr; und ich könnte, wäre ich grausam und rachsüchtig, noch mehr über Einzelne von ihnen sagen. Wollen sie die Wahrheit meiner Darstellung bestreiten, dann sollen sie den Ort aufsuchen, woder Eid das Gedächtniß scharf und die Zeugnißpflicht feige Zungen zum Reden zwingt. Thun sie es nicht: zur Entschleierung kollusorischer Versuche fehlt mir nun endlich der Raum und die Zeit.

Der Abgeordnete Heine hat im „Vorwärts“ erzählt, er habe von einem Brief, den er mir am elften September 1903 aus Tegernsee schrieb (und den er, mit Weglassung aller Intimität verrathenden Stellen, abgedruckt hat), eine Abschrift zurückbehalten. Warum wohl? Er hat politisch und persön-

lich wichtigere Briefe nicht kopirt, trotzdem ers ins Berlin, neben seinem Anwaltsbureau, bequemer gehabt hätte. Und jetzt, im Gebirge, in der Hochstimmung eines von Sonnenglanz und Mondschein Beglückten, plagt er sich mit Abschreiberei? Mir war diese Mittheilung ungemein werthvoll, weil sie das letzte Räthsel dieser politischen Tragikomoedie lösen half. Der tegernseer Brief hatte im Meritorischen (wie die österreichische Amtssprache sagt) einen gegen den früheren Briefe völlig veränderten Ton; als ich ihn gelesen hatte, sagte ich zu einem Freund: „Heine wird in Dresden nicht für mich sprechen.“ Ende August hatte er mir geschrieben, er werde in die Debatte über die „Zukunft“ eingreifen. Ein paar Tage danach hatte er seinem Genossen und Klienten Bernhard ein Plaidoyer für die „Zukunft“ vorgetragen, von dem dieser Genosse mir sagte: „Wenn Heine die Rede in Dresden wirklich hält, werden Sie sich sehr über ihn freuen“. Jetzt schrieb er plötzlich: „Ich habe den Wunsch, möglichst wenig in die Debatte einzugreifen.“ Dazu allerlei bisher nie auch nur angedeutete Vorbehalte. Natürlich traue er mir nicht „ehrentührige Beweggründe“ zu; natürlich müsse „der Wahrheit gemäß hervorgehoben werden, daß Sie sich über die Bedeutung der Sozialdemokratie für die Arbeiter auch anerkennend ausgesprochen haben.“ (Natürlich wurde in Dresden weder das Eine noch das Andere hervorgehoben.) Aber was über Rußland und über die Sozialdemokratie in der „Zukunft“ gestanden habe, sei nicht zu rechtfertigen; auch habe er schon im Winter einmal die Absicht gehabt, sich mit mir über die Form meiner Polemik auszusprechen, und hoffe, dazu noch Gelegenheit zu finden. Diesen Satz läßt er, ohne eine Lücke im Brief anzudeuten, beim Abdruck fort. Warum? Weil dieser Satz an einem Punkt die Unwahrhaftigkeit seiner dresdener Rede bewiesen hätte, in der es hieß: „Ich habe Harden ausgesprochen, daß ich seinen persönlich-gehässigen Ton auf das Schärffte mißbillige.“ Aus dem tegernseer Brief, der eintraf, als die von Heine telegraphisch erbetenen Briefe schon nach Dresden abgeschickt sein mußten, wußte ich also, daß der Rechtsanwalt sich jedenfalls nicht in die Schutzlinie stellen werde. Die Gründe solcher Zurückhaltung konnte ich nur ahnen. Jetzt kenne ich sie. In oder bei Tegernsee ist Genosse Heine, vielleicht nicht ohne fremde Nachhilfe, zu der Einsicht gelangt, daß die Vernichtung Mehrings viel wichtiger sei als die Vertheidigung Hardens und daß, wer Mehring an den Leib wolle, sich vor dem Verdacht schützen müsse, mit Harden intim zu sein. In oder bei Tegernsee hat ein kühler Schlaupopf ungefähr so gesprochen: „Bebel tobt gegen uns, hat die unbarmherzigste Abrechnung in Aussicht gestellt und möchte uns am Liebsten aus dem Parteiverbände drän-

gen. Das ist, bei der durch Bernsteins Präsidialthorheit bewirkten Erregung, nicht ungefährlich. Unseren August kennen wir ja aber nicht seit gestern: wenn er sich einmal nach Herzenslust ausgetobt hat, wird er ruhig und läßt mit sich reden. Wir sind geborgen, wenn er den heißesten Zorn gegen die „Zukunft“ auswettert. Wahrscheinlich tritt er dann furioso für Mehring ein, den er gern als Vertrauensmann im „Vorwärts“ hätte, und ist ein Bißchen blamirt, wenn wir Mehrings Briefe austauschen lassen. Zwei Fliegen würden so mit einer Klappe geschlagen: den Mehring wären wir los und Bebel verköre an Prestige und müßte sich in der Hauptdebatte zähmen. Dem Harden aber schreibt man einen diplomatischen Brief, der im schlimmsten Fall später als Rechtfertigung zu benutzen ist. Auch ist er ein netter Kerl, wirbs, wenn ihm Alles erklärt ist, nicht übelnehmen, gern wieder mit uns zusammensitzen und unsere Strategie lachend loben.“ So ward es gemacht und ein Ziel wirklich erreicht: Bebels Rede gegen die „Revisionisten“ war, nach den vorausgegangenen Wuthgewittern, eher zahm als wild und dem „Komödien-spiel“ wurde nicht, wie er verheißten hatte, ein Ende mit Schrecken bereitet. Die Rechnung hatte aber ein Loch. Die „Zukunft“ und ihr Herausgeber wurden in Dresden so über alles Erwarten schmählich verleumdet und die Genossen Bernhard, Braun, Göhre, Heine zeigten sich in ihrer Untreue und Unwahrhaftigkeit auch noch so unklug, daß ich, wenn ich mir Selbstachtung bewahren wollte, nicht schweigen durfte. Und das Schlußbild war: Bebel triumphans. So gehts in der Politik Jedem, der, wider Lamartines Warnung, droht, ohne zuschlagen zu können. Mit solchen Mittelchen werden die Vollmarischen nicht viel wirken; sie sollten sich an das Schicksal der Girondisten erinnern und fragen, ob Thiers nicht Recht hatte, als er schrieb: *Tout parti modéré qui veut arrêter un parti violent est dans un cercle vicieux dont il ne peut jamais sortir . . .* Ist's aber nicht allerliebste, an solchem Zufallsbeispiel zu erkennen, wie Parteitrisen entstehen, Parteigeschichte gemacht wird? Genosse Mehring fühlt das Bedürfnis, mich wieder einmal zu verrufen, und suggerirt seine aberwitzige Weisheit dem Genossen Bebel, der in mir zugleich die soienassischer Ketzerei verdächtigen Genossen Braun und Göhre treffen will. Die sputen sich, jede nähere Beziehung zu Zeitschrift und Herausgeber skrupellos abzuleugnen, und ihre Hintermänner reiben die Hände, da August der Schreckliche sich an mir ausraßt. Von beiden Seiten wird des Schlechten aber allzu viel gethan und das End-ergebnis ist: offener Schimpfkrieg Aller gegen Alle in der Partei, schlimme Schwächung des norddeutschen Fühnleins der nicht mehr blind an Marx

Glaubenden, von denen drei Offiziere schlapp geworden sind, und die Enthüllung eines Mangels an Kohäsion, wie er sonst nur an luftförmigen Körpern beobachtet wird, deren Raumbegrenzen die Wucht äußeren Druckes bestimmt. Das konnte kein der Partei fern Lebender wirken. Das hat mit seinem Flugblatt Genosse Mehring, mit seiner tegernseer Taktik Genosse Heine vollbracht.

Der Inhalt des Flugblattes wurde zuerst in der vom Genossen Mehring redigierten Leipziger Volkszeitung veröffentlicht; am neunten September 1903. Wenn ich die Absicht gehabt hätte, das Lügengeknäuel sofort zu entwirren, wäre meine Antwort im Heft vom neunzehnten September erschienen: also nach Schluß der Parteitagsdebatte über die „Zukunft“. Das hatte der Pseudologe richtig berechnet. Auch lagen die zur Abwehr der lustigsten Lügen nöthigen Briefe, auf Wunsch des Genossen Heine, vom elften bis zum zwanzigsten September in Dresden. Doch ich wollte damals nicht antworten. Erstens, weil der Verfasser Mehring hieß; zweitens, weil ich, seit im Februar die Frage der Mitarbeit an der „Zukunft“ erörtert wurde, mir vorgenommen hatte, jeden Versuch einer Einwirkung auf den Beschluß der Parteinstanzen zu meiden. Ich schwieg also auch jetzt; und das Flugblatt wurde in vierhundert Exemplaren im Trianonsaal vertheilt. Da lasen die Genossen wundervolle Räubergeschichten. Garden ist Mehring „nachgelaufen“, hat sich für einen Sozialdemokraten ausgegeben und verschwiegen, daß er für Bismarck schwärme, dem er sich dann schlankweg „verkauft“ hat. Weil Mehring diese Thatsache erfuhr, hat er die Aufforderung, für die „Zukunft“ zu schreiben, „von vorn herein abgelehnt“ und bald danach „auf jeden persönlichen Verkehr mit Herrn Garden verzichtet.“ (All diese unsaubereren Lügen sind hier schon am vierten März 1899 sine ira, mit Mehrings eigenen Worten, widerlegt worden; thut nichts: nach vier Jahren, meint er, sind sie wieder so gut wie neu.) Die „Zukunft“ ist ein „Klatschblatt“, dessen Hauptaufgabe in der Verleumdung der Sozialdemokratie besteht, und „Ehren-Garden, der auch nicht über die einfachste politische Frage das einfachste sachliche Wort zu sagen weiß“ (dessen recht jugendliche Apostata-Bücher von Ehren-Mehring aber 1892 als „glänzende literarische Produktionen, als die Erzeugnisse eines tiefen und tapferen sozialen Instinktes außerordentlich hoch geschätzt“ wurden), ist sogar von der hyperkonservativen Kreuzzeitung, der er sich „anbiedern“ wollte, hinausgeworfen worden. (Natürlich habe ich zur Kreuzzeitung nie auch nur die losesten Beziehungen gehabt oder gesucht.) Und so weiter. Citate aus meinen Artikeln, wie der gewissenloseste spanische Prokurator sie nicht gegen einen Dynamitanarchisten dem Gerichtshofe vor-

legen würde. Dann der Nothschrei: „Es ist mir unmöglich, den schmutzigen Blödsinn noch weiter abzuschreiben.“ Der Artikel, der in diesem wackeren Sozialdemokraten so starke Unlustgefühle weckte, vertheidigte die Sozialdemokratie gegen die Breslauer Rede des Kaisers und enthielt, neben anderen, die jeden Genossen freuen mußten, die Sätze: „Die Sozialdemokratie gehört zu den Dingen, die man erfinden müßte, wenn sie nicht schon beständen. Ihrer kleinen, unsichtbaren Drillarbeit, die den Ehrgeiz spornt und dem Leben der Ärmsten selbst, der ins Joch geistlos monotoner Arbeit Gespannten einen Inhalt giebt, ist zum großen Theil der angestaunte Fortschritt der deutschen Industrie zu danken; und der besonderen Art ihrer Agitation die Ruhe, die seit einem Halbjahrhundert in Deutschland herrscht. . . Der wüthendste Bourgeois müßte zugeben, daß keine uns bekannte politische Organisation je einer Klasse so schnell und so wesentlich genügt hat wie den deutschen Arbeitern die Sozialdemokratie.“ Nach solchen Proben wird der Leser begreifen, warum der Fall Mehring mir in den Berufskreis des Psychiaters zugehören scheint; nur ein Mensch, dessen Geistesfähigkeit krankhaft gestört ist, kann so kindische Fälschung wagen. Einerlei. In Dresden, dachte ich, wird man den Armen auslachen. Da sitzen auch außer den Bernhard, Braun, Göhre, Heine ja noch Leute, die seit Jahren die „Zukunft“ kennen, und andere, die eigene wehe Erfahrung gelehrt hat, daß man solcher Citatensammlung, die den Köhler weit überföllert, nicht trauen dürfe. Da wird man die Sache einfach komisch finden. Komisch, daß die Liebe zu Bismarck wie die ärgste Todsünde von einem Mehring verdammt wird, der als sechsunddreißigjähriger Mann, nachdem er schon einmal Sozialdemokrat gewesen war, schwärmend „den genialen Staatsmann Bismarck“ gerühmt hat. Daß Liebknecht und Bebel gegen satirische Kritik von einem Manne vertheidigt werden sollten, der Bebel's Bauernkriegsgeschichte „eben so albern wie anmaßlich“ genannt und von Liebknecht gesagt hat, er sei „geistig entartet“, schäme die „infamste Korruption“, habe die Massen entfittlicht und greife im Kampf nach den „gemeinsten Verleumdungen“. Daß jedes Spottwort über die längst zur Großmacht erwachsene Partei als fluchwürdiges Verbrechen von einem Manne denunzirt wird, der in der Zeit hitzigster Sozialistenverfolgung schreiben und drucken lassen konnte: „Unter den unermeßlich reichen Gaben, mit welchen das unvergleichliche Jahr 1870 unser Vaterland begnadete, war nicht die geringste die gänzliche Zerschmetterung der deutschen Sozialdemokratie“. Und: „Die Fabrikinspektoren schildern übereinstimmend die Arbeiter in allen Gegenden, die ergiebige Werbepläze der

Sozialdemokratie waren, als ein dumpfes, träges, jeder thatkräftigen Selbsthilfe unfähiges Geschlecht". Und endlich: „Die sozialdemokratische Agitation war ein kühl berechneter Versuch schlauer Demagogen, die bestehende Ordnung der Dinge gewaltsam umzustürzen . . . Sich hiergegen zur Wehr zu setzen, die Waffe zu zerbrechen, die nach seinem Herzen gezückt wurde, war nicht nur ein Recht, sondern eine Pflicht des Staates.“ Wer so — nicht als Jüngling, sondern als ein Mann, der sich früher selbst zur Sozialdemokratie gerechnet, in ihrem Namen fünf Jahre vorher gegen Treitschke öffentlich das Wort geführt hatte — wer so über die vom Sozialistengesetz geknebelte Partei und deren Führer urtheilen konnte, hat das Recht verwirkt, selbst dem schlimmsten „Scharfmacher“ heute das Schaffot zu errichten. Das, dachte ich, würde man auch in Dresden sagen; und das läppiſche Flugblatt zu dem Uebrigen legen: zu den Akten der Krankengeschichte Mehrings. Es kam anders. Der beredteste und angesehenste Führer der Sozialdemokratie sprach, ohne auch nur ein Stündchen an die kritische Sichtung des Materials zu wenden, Alles nach, was der als zuverlässig bewährte Genosse Mehring ihm vorgesagt hatte. Sprach? Brüllte, heulte, schrie. Und von den dreihundertsechunddreißig Delegirten fand keiner eine Silbe für mich. Ein Gast sogar, der österreichische Genosse Dr. Adler, der doch triftigen Grund gehabt hätte, zu schweigen, trug zu dem Scheiterhaufen schnell noch ein Spählein herbei.

Der Abgeordnete Bebel hält es offenbar für höchst originell, in seinen Reden, die ich jetzt betrachten muß, mich stets „Herrn Witkowski-Garden“ zu nennen. Er wußte nicht, daß ich seit dreizehn Jahren den Zeitungslesern tausendmal unter diesem Doppelnamen vorgeführt worden bin, in hundert Zeitungen, von der Staatsbürgerin bis zum Kleinen Journal. Solche Bezeichnung sollte ein vages Mißtrauen gegen mich wecken. Konnte es auch. Wer seinen Namen wechselt, ist, zumal wenn er Wirkung auf öffentliche Angelegenheiten erstrebt, mit Recht verdächtig; mit um so größerem Recht, wenn der neue Name deutsch klingt, der abgelegte semitischen Beiklang hatte. Gewiß, denkt dann der Leser, hat dieser Streber den Namen gewechselt, um die Spur jüdischen Ursprunges zu verwischen und sich nicht die Karriere zu verderben. Das Vorurtheil ist begreiflich. Ich habe darunter gelitten und mußte, so leicht mir eine Widerlegung gewesen wäre, schweigen, weil eine öffentliche Erörterung dieser Dinge meiner alten Mutter argen Schmerz bereitet hätte. Im Frühling habe ich sie verloren; und darf nun reden. Herr Bebel erzählt, er habe meinen Vater gekannt, einen guten Demokraten, mit dem zu verkehren ihm eine Ehre gewesen sei; mit dem Sohn zu verkehren, würde er nicht für

eine Ehre halten. Vielleicht, weil er ihn eben nicht kennt; doch: wie es Euch gefällt. Die selbe Geschichte von Vater und Sohn hat übrigens Rnecht Mehring schon mehr als einmal erzählt; auch er will mit meinem Vater intim verkehrt haben. Als Politiker muß ich fragen, was mit dieser Gegenüberstellung denn eigentlich bezweckt werden soll. Einen faßbaren Sinn könnte sie doch nur haben, wenn der Vater ein Märtyrer seiner Ueberzeugung, der Sohn ein Streber wäre, der um jeglichen Preis in die Sonne zu kommen sucht. Hier liegt die Sache anders. Mein Vater war Kaufmann und hatte niemals Gelegenheit, seinem politischen Glauben irgend ein Opfer zu bringen. Und mir, dem viermal wegen politischer Vergehen Bestraften, über zwölf Monate Eingesperrten, von allen herrschenden Gewalten Boykottirten, sollte selbst Bebel nicht nachsagen, daß ich in die Sonne will und ein der Ueberzeugung zu bringendes Opfer scheue. Ich könnte ihm beweisen, daß ich Versuchungen widerstanden habe, die den Ehrgeiz, die Eitelkeit, die Gewinnsucht locken und einem Kränklichen die Gefangenschaft sparen konnten; und bilde mir nicht ein, auf solche Widerstandskraft stolz sein zu dürfen. Als Sohn muß ich mich freuen, daß mein Vater gelobt wird, — mag's immerhin auf meine Kosten geschehen. Ich habe ihn nicht gekannt; nicht in gesunden Tagen. Als ich erwuchs, hatte eine schwere Psychose ihn heimgesucht und in meinem Gedächtniß lebt der Unglückliche nur als ein verstörter Geist, der Tag und Nacht mit sich selbst laute Zwieprache hielt und die Seinen mit grausigen Wahnvorstellungen quälte. Genug . . . Der leichtfertige Verleumder, der mich zwingt, hier meine Scham zu entblößen, kann mich nicht zwingen, diese unsäglich traurigen Zustände bis ins Einzelne zu schildern. Wer sie ahnen will, lese, was Bebel am achtzehnten September 1838 in sein Tagebuch schrieb. Meine arme Mutter sah sich durch Gründe, die auch das Gesetz als zur Lösung des Ehebundes ausreichend erkannte, genöthigt, das Haus zu verlassen, in dem sie dreißig Jahre lang nur ihrem Mann und den Kindern gelebt hatte. Ich blieb, ein Knabe, der keine Kindheit, keinen Strahl alltäglicher Kinderfroheit gekannt hatte, beim Vater, mußte mindestens bis zur Ehescheidung bei ihm bleiben, in dem und für den keine Stimme gemeinsamen Fühlens sprach. Eine entsetzliche Zeit, der ich entlie: zur Mutter. Wurde zurückgeholt und, trotz den Bitten des Gymnasialdirektors, der den blutjungen Primus der Sekunda bis zum Beginn der Studentenjahre fortbilden wollte, in ein Kaufmannsgeschäft gesteckt. Das war das Letzte. Ich lief davon. Mit zwei, drei Thalern in der Tasche, ohne warmen Rock, omnia mea mecum portans. Acht Tage, acht Nächte obdachlos in Berlin. Bier, fünf Stunden bei einer

Tasse Kaffee im heißen Raum. Dann schickte ein Winkelfagent den noch nicht vierzehnjährigen Knaben zu einer jämmerlichen Schauspielgesellschaft. Theater: Das bedeutete mir Freiheit, des Freisten sogar; und obendrein Kunst. Den Knabenwahn, der mich in Planwagen und als Passagier vierter Klasse ein Jahr lang durch allerlei Landstädtchen trieb, habe ich mit meiner Gesundheit theuer bezahlt. War aber selig. Da der Vater mich durch die Polizei suchen ließ, hatte ich, der lieber untergehen als heimgeschleppt werden wollte, den Namen angenommen, den ich seitdem trage; für eine Weile war ich so geborgen, denn mit wandernden Komoedianten nimmts die Meldebehörde nicht allzu genau. Aus dieser Zeit schon kann ich Herrn Bebel Theaterzettel vorlegen, auf dem Herr Maximilian Harden, der dumme Junge, als Darsteller des Musikus Miller und ähnlicher Rollen verzeichnet ist. Dem Schreckensjahr folgte ein stilleres. Der Vater, dessen Lebenslicht im Erlöschen war, hatte das Suchen aufgegeben; der auch körperlich noch unentwickelte Sohn spielte in einem Haus, wo in den Pausen Akrobaten und Gymnastiker auftraten, nah bei Berlin den Marquis Posa und Mortimer. Meint August Bebel nicht, der Drang nach Freiheit müsse recht stark in einem Knaben gewesen sein, der täglich ins Nest zurückkriechen konnte und im Elend blieb, um sich nicht brechen zu lassen? Glaubt er, daß proletarisches Empfinden mir nach solchem Erleben fremder als ihm sei? . . . Nach dem Tode des Vaters begann ein neuer Lebensabschnitt. Der Kranke hatte sein Vermögen verloren, aber die Güte eines älteren Bruders ermöglichte mir, das Allernöthigste nachzulernen. In dem kleinen Kreis, der den Bürger die Welt dünkt, hatte die Familiengeschichte Värm gemacht; geräuschvolle Hauskonflikte, Scheidung nach dreißigjähriger Ehe, Flucht und Abenteuerleben eines Sohnes: fama crescit eundo. Mutter und Kinder erbaten und erhielten von der Behörde die Erlaubniß zum Namenswechsel; nicht, weil Eins von ihnen sich Etwas vorzuwerfen, eine schlechte That zu verbergen hatte, sondern, weil sie sich von einer finsternen Vergangenheit lösen wollten, die lästiger Skandaljucht Anlaß zum Zuscheln bot. Seitdem ist ein Vierteljahrhundert verstrichen. Ich blieb bei dem einmal erwähnten Namen. Denn mochte ich nun zum Schauspielerberuf zurückkehren oder ein anderes Ziel zu erreichen suchen: für die kleine Welt des Nachbarschaftsches sollte meine Familie nicht mit meinen Schicksalen verkettet sein. Ehe ich eine Zeile für die Doffentlichkeit schrieb, ehe ich auch nur an literarische Thätigkeit noch gar an den Schriftstellerberuf dachte — zu den ersten Versuchen trieb mich, offen gestanden, später die bitterste Noth —, hatte ich das gesetzliche Recht erworben, den Namen zu führen, den ich seit den Knabenjahren als

Bühnenpseudonym trug; nur diesen Namen: der meines Vaters gebührt mir nicht. Und als sechzehnjähriger Knabe war ich, der nie innere oder äußere Beziehung zum Glauben Israels gehabt hatte und während der Schulzeit schon nur in den Lehren neutestamentlicher Religion unterwiesen worden war, zum Christenthum übergetreten, das dem jungen Sinn die höherer Kultur entsprechende Glaubensform schien. Das Alles ist traurig, trauriger noch, als es hier klingt; aber nicht schimpflich. Oder will Jemand behaupten, der Knirps, der Mime werden wollte, habe Namen und Glauben geändert, um Karriere zu machen? Behaupten, ich wäre heute nicht der Selbe, der ich bin, mit Allem, was ich erreicht und nicht erreicht habe, wenn ich noch den Namen meines Vaters trüge? Tausendfache Verdächtigung wäre mir erspart geblieben; und hätte ich zu ahnen vermocht, wohin mein Lebensweg führen würde: nie hätte ich mir auch noch diese Last aufgebürdet. Denn für die Feinde eines politischen Schriftstellers ist gar zu bequem, wenn sie dem Gehäkten nachwispen können: Der Kerl hieß früher anders, muß also sicher ein fauler Kunde sein. Daß von Molière und Voltaire bis zu Rovalis und Lagarde, bis in unsere Tage hinein mancher Schriftsteller, um sich und sein Geschick von der sozialen Schicht, in die er geboren war, deutlich zu scheiden, seinen Namen geändert hat, wird nicht beachtet. Und daß Raffalle, dessen Vater, wie meiner, ein jüdischer Seidenhändler war, seinen Geburtsnamen durch Anhängung eines e französisirt hat, ist Herrn Bebel offenbar kein Aergerniß. Das ist seine Sache. Ich habe nicht als strebsamer Literat, sondern als Kind meinen Namen gewechselt; nicht, um Karriere zu machen, sondern, um mich unerträglichem Druck zu entziehen, der mich in einem Kaufmannsladen verkümmern lassen, zur Feindschaft gegen die beste Mutter erziehen wollte. Das ist erweislich wahr, kann, wann und wo es nothwendig wird, bewiesen werden. Bevor sich noch der leiseste literarische oder gar politische Trieb in mir regte, stand mir nach Gesetz und Kirchenbuch kein anderer Name zu als: Maximilian Felix Ernst Harden. Macht's Bebel Vergnügen, mich anders zu nennen: meinestwegen. . . Da ich keinen Schmutzleck zu verbergen habe, kann ich ertragen, daß mir die letzte Hülle vom Leibe gerissen wird.

Nichts ist, nichts war je zu verbergen; und ich darf am Ende verlangen, nicht noch härterem Recht gerichtet zu werden als andere Menschen, die auf gebahnten Normalwegen an die Quellen der Bildung geführt worden sind. Wer als Kind nicht sorgenlos fröhlich war, wird es nie mehr. Wer als Knabe gehungert, gefroren, auch seelisch und geistig gedarbt hat, behält den bitteren Nachgeschmack auch in hellerer Zeit auf der Zunge. Ererbte psychische Bes-

lastung, deren Gefahren durch ganz abnorm verfrühte Selbständigkeit in dem unreinen Milieu kleinsten Komödiantenlebens, dann durch überhastetes Lernen gesteigert werden, im Elternhaus täglichen Hader, draußen Verführung der ekelsten Art: Das ist wahrlich kein heiteres Los. Da es doch einmal sein muß, spreche ich hier, als hätte ich das abgeschlossene Leben eines Fremden vor mir. Und sage, ruhig und aufrichtig: Er hat sich, unter den schwersten Verhältnissen, selbst gezimmert, Stück vor Stück; hat Keinen je so gequält wie sich selbst, Keines Fehler klarer als die eigenen erkannt; auch die Riesenlücken in seinem Wissen; aber er hat, so gut ers nach der Verspätung, mit wunden Nerven, noch konnte, zu lernen, im Urtheil gerechter zu werden versucht; auch wer ihn nicht ausstehen kann und seine Schreiberei unleidlich findet, sollte ihm zubilligen, daß er seinen Willen nie feig beugen ließ, nie sich ins Frohnjoch duckte und daß er in Fährnissen der verschiedensten Formen ein anständiger Kerl geblieben ist. Deshalb wars eigentlich nicht nöthig, gerade ihn totzuheken . . . Doch wir sind ja noch nicht beim Nekrolog. Das ist wahrscheinlich nur Schweningers Verdienst oder Schuld. Ein Stärkerer wäre zusammengebrochen. Jeder Lump, vor einem Jahr mußte ichs dem täppischen Falschmünzer Sudermann zurufen, wischt sich an meinem Kleide die schmutzigen Stiefel ab. Die Freunde — ein paar der berühmtesten Namen Europas sind darunter — schweigen. Der bestochene Schreiber, der Spion findet irgendwo in der Presse einen Vertheidiger von Ruf; ich nicht. Die Temperamente sind eben verschieden. Ich habe nie thatlos zugehoben, wenn neben mir ein Mensch überfallen wurde; zumal einer, der mich halbwegs werthvoll dünkte. Andere begnügen sich in solchen Fällen, dem Opfer der Strolchthat brieflich ihre Hochschätzung, Bewunderung, Verehrung zu betheuern. Und stehen manchmal nach einer Weile, um ein jetteres Günstchen zu fördern, selbst wider mich auf. Wenn ich, in unbestrittenen Rechte der Nothwehr, dann in meinen mit Hochschätzung, Bewunderung, Verehrung bis oben vollgestopften Briefschrank greife und die Lügner an den Pranger stelle, an den sie gehören, klingts, ganz wie von der Lippe der von Ibsens Schöpferodem belebten Heuchlersippe: So was thut man nicht! Privatbriefe sind heilig! Gauernemoral, die ohne das heilige Recht auf Lug und Trug nicht auskommen kann. Ich brauchte kein konvenienzwidriges Wehrmittel zu wählen, wenn die Bewunderer, die Verehrer weniger schweigsam wären; brauchte an den Bebelquark höchstens zehn Zeilen zu wenden, wenn im Trianonjaal ein einziger Tapferer gesagt hätte, was Pflicht ihm zu sagen gebot. Das geschah nicht. Das geschieht mir nie. Und so ist's nach Jahren schuftiger, kaum

durch ein vernehmbares Zufallswörtchen larger Anerkennung unterbrochener Rede dahin gekommen, daß Herr August Bebel vor Millionen sprechen durfte: „Herr Harden hat die Vergangenheit gewisser Mädchen.“ Ich weiß nicht, was er damit meinen kann, meinen konnte. Ich würde heute nicht einmal mehr Zorn gegen den eisgrauen Tribunen auf, den dieses Wort mehr schändet als mich. Doch Aehnliches hat er ja immer gelesen. In den größten, schmutzigsten, also vornehmsten Zeitungen. Und Niemand hat widersprochen. Und die heldenhaften Genossen haben den Verkehr mit mir, den sie Jahre lang suchten, ja wirklich wie den Umgang mit gewissen Mädchen verhehlt.

Ich vermute, daß Sanct Augustinus mit seinem Schimpf sagen wollte, ich hätte Bismarck als ein Prostituirter gedient. Denn Bismarck, sprach er, habe ich eingefangen, weil ich witterte, daß Hunderttausende an ihm zu verdienen seien. Bismarck hat mir „Artikel diktiert“; „und wenn er nicht gestorben wäre, schriebe er heute noch für die „Zukunft.“ Merkwürdig. Anno 1890 gabs in Deutschland doch viele Zeitschriften und Zeitungen, gabs, auch wohl nach Bebel's Ansicht, doch manchen vorurtheillosen Verlagsgeschäftsmann: kein einziger aber kam auf den Gedanken, an dem gestürzten Kanzler sei ein großes Stück Geld zu verdienen. Vielleicht glaubten sie, was täglich in sozialdemokratischen Blättern stand: der „Säkularmensch“, der bornirte Junker, der Depechenfälscher habe so gründlich abgewirthschafft, daß kein Hund mehr ein Stück Brot von ihm nehme. Vielleicht jagten die Rosse, Ulstein, Lessing & Co. auch zu ihren Leuten: „An Bismarck wäre zwar ein Nordkapital zu verdienen; da ich, Sie wissen längst, aber stets nur reinster Ueberzeugung folge, wollen wir auch fernerhin für den alten Kanzler die Schmähung, für den jungen Kaiser den Weihrauch reserviren“. Möglich. Wars aber so, dann weiß ich nicht, warum die Genossen die „bürgerliche“ Presse schelten; dann ist sie ein Produkt selbstloser Ueberzeugungstreue, höchsten Ruhmes würdig. Doch wir wollen ernsthaft reden. Als ich für Bismarck zu sprechen begann, war an ihm wahrhaftig nichts zu verdienen. Alles neigte der neuen Sonne zu. Und ich glaube, so ist's geblieben. Vielleicht hat der Besitzer der Hamburger Nachrichten an Bismarck Geld verdient. Sicher ist's nicht; und dieses Blatt war von 1890 bis 1898 wirklich la feuille de M. de Bismarck. Erweislich — und längst erwiejen — ist aber, daß die Blätter, die sonstwo auf Tod und Leben die bismarckische Politik vertraten, die Westdeutsche Allgemeine, eine Weise die münchener Allgemeine Zeitung, die Berliner Neuesten Nachrichten und andere, aus der Defizitwirthschaft nie herauskamen; und sie wurden von geschickten, tüchtigen Journalisten bedient und kämpften für eine der reichen

Bourgeoisie wohlgefällige Klassenpolitik. Wenn, zum Beispiel, die Leipziger Neusten Nachrichten bessere Geschäftsergebnisse erzielten, so lag's nicht an Bismarck, sondern an der von richtigem Instinkt geschaffenen Organisation und an dem frischen, forschenden, niemals langweilenden Stil des Zeitartikelschreibers Dr. Liman. Ich hätte behaglicher gelebt und gewiß auch mehr Geld verdient, wenn ich den Ruhm der herrschenden, nicht der entthronten Macht gesungen hätte. Das mag Herr Bebel glauben oder nicht glauben; er mag auch bezweifeln, daß fünf politische Strafprozesse einen nicht von Parteianwälten Verteidigten ein hübsches Stück Geld kosten, daß der „Zukunft“ durch das Bahnhofsverbot, das ein schlauer Geschäftsmann durch Wohlverhalten leicht beseitigen konnte, die Jahreseinnahme um zwölf- bis fünfzehntausend Mark geschmälert worden ist und daß eine Zeitschrift vor der Gefahr völligen Ruins steht, wenn ihr Herausgeber und Hauptmitarbeiter, wie mir geschah, als Kaiserbeleidiger im Lauf von zwei Jahren fast dreizehn Monate lang hinter Schloß und Riegel sitzt. Wies dem Verehrten beliebt. Nun aber ist seit Bismarcks Tod ein Lustrium vergangen. Ein Blatt, das von ihm lebte, müßte bald nach ihm gestorben sein. Und wenn Herr Bebel einen Vertrauensmann in die Friedrichstraße schicken will, wird ihm aus den Büchern bewiesen werden, daß die „Zukunft“ noch nie so reichen Ertrag gebracht hat wie, trotz fortwährender Bahnhofsperre, in ihrem ersten Lebensjahr. Womit zugleich dann bewiesen wäre, das ich mein Geld — dieses viel beschwagte Geld, von dem ich verdammt wenig Genuß habe, das die meisten Zeitungsschreiber mir aber nicht verzeihen können — nicht bismarckischer Gunst verdanke. Am Ende bequemt er sich, den Boten zu senden, wenn ich ihm vorher verrathe, was für ihn, wohl so ziemlich für ihn allein, noch immer Geheimniß ist: daß ich nie die bismarckische Klassenpolitik vertreten habe, niemals, und daß in meiner besondern Lage das Bekenntniß zur Persönlichkeit Bismarcks geschäftlichen Schaden eher als Nutzen brachte.

Nach einem Erleben, von dem ich einen Theil hier heute entschleiern mußte, nach knapp zweijährigem literarischem Bemühen wurde ich von Bismarck eingeladen, ihn zu besuchen. Der zweiten Einladung folgte ich. An die Gründung der „Zukunft“ war noch nicht zu denken, wurde noch nicht gedacht. Der Mann, der selbst dem Wunsch, der Sehnsucht unerreichbar schien, ging und fuhr Stundenlang mit mir durch seine Wälder, hielt mich Tage lang unter seinem Dach zurück und sagte dem kaum einem kleinen Kreis bekannten Anfänger, er werde, als ein Freund des Hauses, stets willkommen sein. Es war ich dort; und schied nie, ohne von dem Gütigsten zu hören, er bedaure,

daß ich abreißen müsse. Wenn ich den Riesen blind vergöttert, mit Haut und Haar mich ihm verschrieben hätte, dürfte kein Gerechter mich schelten; denn es ist kein Alltagserlebnis, nach verwüsteter Kindheit als knapp Dreißigjähriger in die Intimität — sehr viel intimere, sehr viel länger dauernde, als mich dem Genossen Heine verband — aufgenommen zu werden, auf Spaziergängen und Fahrten sein einziger Begleiter zu sein, auf ausdrücklichen Wunsch den Steinberger Kabinetswein des Kaisers mit ihm zu trinken, sich von ihm Freund nennen zu hören. Es war das große Glück eines armen Lebens; ein Glück, das viel und Vieles aufwiegt. Und wenn ich, Herr Bebel, auf Etwas stolz sein darf, so darauf, daß ich selbst gefundenen Glauben nie dem großen Manne geopfert habe; nicht eine Sekunde lang. In dem Artikel, den ich nach meinem ersten Besuch in Friedrichsruh schrieb, ist gesagt, ich wolle nicht, könne nicht Bismärcker sans phrase sein; ist gesagt, Bismarck sei „durch diplomatische Aufgaben hypnotisirt“ gewesen und habe das moderne Ideal des Sozialismus verkannt, aber man solle „ihm gnädig verzeihen, daß er 1815 in einem märkischen Junkerhause geboren ward.“ Und so ist's geblieben; zu Dutzenden könnte ich Beispiele dafür anführen, daß ich Bismarcks Sozialistenpolitik stets bekämpft habe. Leicht wurde mir's nicht, denn es war sein empfindlichster Punkt; aber ich könnte nicht weiter athmen, wenn ich je anders geschrieben hätte, als ich in der Stunde des Schreibens fühlte und dachte. Das erste Heft der „Zukunft“ brachte die Wiedergabe eines Gespräches mit dem Erzbischof von Stabkowski, der die Polen vertheidigte, einen sozialpolitischen Aufsatz vom Professor Brentano, einen wilden Artikel gegen die bourgeoise Presse: lauter Dinge, die der Fürst höchst ungern sehen mußte und sah. Als ich dann wieder in seinem Zimmer saß, sagte er, namentlich der „polnische Artikel“ sei ihm nicht unbedenklich erschienen; aber er maße sich nicht an, „seine Freunde die Wahl ihres Weges vorzuschreiben“. Er hats nie gethan, hat mir nie mit einer Silbe angedeutet, was er geschrieben, was nicht geschrieben wüßte. Auch die berühmten „Informationen“ waren in Friedrichsruh nicht einmal für Reporter zu holen; der Besucher, der freilich unerschätzbaren Historienstoff heimtrug, hatte aus der berliner Tagespolitik mehr zu erzählen als zu erfahren. Noch heute wissen nur Wenige, wie abgesperrt, wie vereinsamt und gemieden der Mann im Sachsenwald lebte, ohne oft auch nur ein Echo der Maschine zu hören, die seine Hand in Gang gebracht hatte. Als die „Zukunft“ drei Jahre bestand, kam's zum unvermeidlichen Konflikt. Der Fürst, der für jedes von mir geschriebene Wort von der Presse und von der Regierung verantwortlich gemacht wurde, ließ, als ich Stumm

angegriffen hatte, in den Hamburger Nachrichten verkländert, meine Wochenschrift sei „in die sozialdemokratische Richtung hineingeglitten“. Das offiziöse Telegraphenbureau trug die Botschaft in alle Winde. Und als ich in Friedrichsrub anfragte, ob die Bannbulle von dort gekommen sei, erhielt ich, in einem sehr höflichen Brief, die Antwort: es sei nicht zu vermeiden, daß „bei vorkommenden Meinungsverschiedenheiten beide Herren sich auch öffentlich divergirend aussprechen“; und der frühere Kanzler könne den Verdacht nicht zulassen, daß er „die Aufreizung der Besitzlosen gegen die Besitzenden, der Arbeiter gegen die Unternehmer billige“, wie sie in einzelnen meiner Artikel „zu Tage getreten sei“. Stiefellecker; nicht wahr? Am sechzehnten März 1895 besprach ich hier das Intermezzo und sagte: „Ich werde der Thatsache, daß ich in sozialdemokratischen Blättern ein Stipendiat der Schönhauser Stiftung und ein Bravo von Friedrichsrub genannt und in einem bismärkischen Blatt als Sozialdemokrat denunziert werde, die tröstende Gewißheit entnehmen, daß mein Bemühen, zugleich der großen Persönlichkeit Bismarcks und dem lebenskräftigen Kern der sozialen Reformgedanken gerecht zu werden, nicht ganz erfolglos geblieben ist.“ Ein Jahr lang und länger stockte aller Verkehr. Die Umsturzoorlage war gekommen. Herr von Stumm schrieb mir, Herr von Köller ließ mir durch seinen Adjutanten sagen, sie wüßten genau, daß Bismarck meine sozialpolitische Haltung im höchsten Grade mißbillige. Das wußte ich auch; und konnte es leider nicht ändern. Gut, sprach der Adjutant: dann wird der Fürst sich öffentlich schroff von Ihnen lossagen. Das würde mir wehthun; meine politischen Artikel aber sollten nie mehr sein als der Ausdruck persönlichen Willens; und lossagen kann man sich nur von einem zur Gefolgschaft Verpflichteten. So weit kam's nicht. Und als ich später, wiederholter Anregung folgend, nach Friedrichsrub gereist war, hörte ich beschämt das milde Wort: „Troy Ihrem avancirten Sozialismus, den ich, in meinen Jahren und bei meiner Vergangenheit, nicht mitmachen kann, möchte ich Sie unter meinen Freunden nicht missen“. Das alte Verhältniß war wieder hergestellt. Den angenehmen Verkehr mit dem zweiten Fürsten Bismarck, einem der liebenswürdigsten und auf dem Gebiet internationaler Politik gebildetsten Männer, die ich je kennen gelernt habe, hat meine angebliche „Vertretung sozialdemokratischer Tendenzen“ mich aber gekostet. Und die echten Bismärcker haben mir nie verziehen, daß ich gegen jedes Ausnahmegesetz war und den Heros da nicht vergötterte, wo er in seinen alten Tagen mir sterblich schien. Gegen Köller und Stumm, für Otto Bismarck, das märkische Wunder, und gegen den Mann, der die Seinen nach einem So-

zialistengesetz rufen ließ, für Getreidezölle und dennoch für eine Kultur, die zwischen Lehre und Leben endlich die feste Brücke schlägt, für Kaniz und Jbsen: solche Politik mag inkonsequent sein, blydumm, trotzdem sie im modernsten Lande von den modernsten Staatsmännern so ungefähr heute vertreten wird, — ein Profitgieriger, Genosse Bebel, hätte dieses Wagestück nicht unternommen. Der hätte sich vom Ballast eigener Ueberzeugung früh befreit und sich als Wortführer der reichsten Klassen etablirt, der Klassen, denen ich die bitterste Wahrheit nicht erspart habe, wenn sie mich Wahrheit dünkte.

Was mir nothwendige Wahrheit schien, habe ich auch über die Sozialdemokratie gesagt. Richtiges oder Falsches, mit Zug oder Unzug: eine Partei, die den Anspruch erhebt, dem Höchsten das Herbeste zu sagen, müßte sich schämen, wenn sie solche Kritik nicht gestatten wollte. Ich weiß schon: der Ton, der berüchtigte „persönlich-gehäßige Ton“; will aber die Gracchen, die über den Aufstand klagen, heute nicht allzu ernst nehmen und hoffen, daß Herr Bebel nicht mehr für sich heischt, als ein Reichskanzler verlangen kann und, wenn er nicht ganz unklug ist, wirklich nur verlangt. Und es ist einfach nicht wahr, was verbreitet wird: daß die Sozialdemokratie hier „beständig gemein beschimpft worden ist“; von mir nicht ein einziges Mal. Nicht wahr, daß ich je geschrieben habe, Bebel sei zum Kinderspott geworden; nur: er sei recht gealtert. Ist Das schon Verbrechen, da man ungestraft doch ein Jahrhundert lang dem Monarchen sagen durfte, er sei noch recht jugendlich? . . Was also bleibt? Nach dem Primadonnenartikel habe ich Bebel aufgefodert, hier, vor dem selben Publikum, zu dem ich spreche, über seine Partei und deren Ziel zu sagen, was ihm beliebt. Er antwortete grob, ich duplizirte noch gröber. Er schickte mir meinen, ich ihm seinen Brief ohne Begleitwort zurück. Damit war die Sache erledigt; und als er zum ersten Mal wieder von mir erwähnt wurde, rühmte ich seine „ausgezeichnete und darum unbeachtete Rede“ zum Kasernirungsgeetz. In allen seitdem erschienenen Hefen wird er kein ihm zugeschleudertes Schimpfwort finden. Kein einziges, — bis zum dresdener Parteitag.

. . . Ich komme ohne Peroration zum Schluß. Fanatikerwuth möchte jetzt die vier ungetreuen Genossen am Liebsten verbrennen. Das wäre nicht gerecht. Denn der Hauptschuldige heißt noch immer: August Bebel. Der hat Aengstliche eingeschüchert und gegen Einen, dessen Wesen und Wirken er nur aus grundfalscher Darstellung kannte, die Masse entflammt, bis sie bereit war, jeden Andersdenkenden niederzubrüllen. Die vier Genossen waren keine Helden und haben gegen mich unverzeihlich gefehlt. Die Partei aber sollte sie pardonniren. Sie werden die Lehre so leicht nicht vergessen. Und dann braucht Herr Bebel nur noch dafür zu sorgen, daß in seiner Partei, wie am Hof und im Rath guter Könige, auch wider den Wunsch und die Laune des höchsten Gebieters Jedem ungefährdet und frei seine Meinung aussprechen darf.

Autobiographie.

Ein Traum.

Autobiographie gehört zu den Worten, bei denen sich mir die Därme im Leib umbreihen. Wenn die japanischen Rittersteute sich vor versammelter Mannschafft eigenhändig den Bauch aufschlitzten, muß ihnen ähnlich zu Muth gewesen sein.

Neulich träumte mir, ich hätte meine Autobiographie in Gestalt einer Erbsensuppe aufgetischt: Löffelerbsen mit Speck, in einer goldenen Suppenschüssel. Mein Leben war die Erbsensuppe; und zugleich saß ich davor und aß mich gleichsam selbst auf und ließ meine Freunde miteffen. Im Traum geht Das bekanntlich sehr gut; und manche Leute halten deshalb das Träumen für die höhere Wirklichkeit. Es kann aber auch die tiefere sein; und das Höhere mit dem Tieferen zu verwechseln, ist nur den naiven Seelen erlaubt, die mit Bewußtsein fürs Unbewußte schwärmen. Die dürfen auch das liebe Vieh um jenen göttlichen Geisteszustand beneiden, in dem die Scheingebilde dieser Welt, von keinerlei Selbstbetrachtung getrübt, sich noch mit grenzenloser Klarheit durcheinandertwarschteln, so daß man ohne jeden Apparat auf mindestens hundert Kilometer Entfernung — oder wo sonst das wahre Jenseits beginnt — eine brünstige Hirschkuh wittern kann. Sie haben freilich sehr Recht, diese Herren Unbewußtler: leben läßt sich auch ohne Vernunft, sterben noch leichter, die Wissenschaft ist „im Grunde nur“ Irrsinn, die Kunst „im Grunde nur“ höherer Wahnsinn, im Grunde ist überhaupt Alles nur Wahnsinn, im Grunde ist auch der Wahnsinn vernünftig, im Grunde ist Alles einerlei, im Grunde ist Gott und der Lehmkloß das Selbe, im Grunde ist nichts als felelvoller Dreck, im Grunde ist jeder Gründling ein Wunderthier und . . . an Naivetät ist jeder Dohse dem größten Genius überlegen.

Also in jenem göttlichen Seelenzustand befand ich mich in meinem Traum. Es war ganz naiv, obgleich nicht ganz einfach. Die Erbsensuppe war, wie gesagt, mein Leben; sie war aber auch zugleich das Leben der Menschheit. Die einzelnen Erbsen, die in der lehmigen Brühe schwammen mit ihren unverdaulichen Hälften — es waren, wie gesagt, Löffelerbsen und die meisten Hälften waren schon ziemlich ausgekocht, manche sogar ganz leer —, Das sollten natürlich, wie mir sofort ohne Nachdenken klar war, die einzelnen Menschen sein; und die Speckbroden waren meine Freunde. Bei näherem Zusehen wollte mir allerdings scheinen, als seien auch Feinde unter den Speckbroden. Und vor dieser Brühe saßen wir nun, ich mit meinen Freunden und Feinden — und ringsherum noch viele andere Menschen — und mußten sie auesseffen. Aus einer goldenen Schüssel, wie gesagt, mit einem goldenen

Löffel. Das sollte gewiß den Kunstgenuß bedeuten; oder auch bloß den Lebensgenuß. Ich dachte aber im Traum nicht nach darüber. Denn die Sache war so wie so schon genutzreich genug; man mußte sich bloß auf die Kunst verstehen, die schönsten Brocken herauszufischen und die leeren Hälften den Andern zu lassen.

So saßen wir also und verzehrten uns — uns selber und uns gegenseitig — und die Bräthe wurde nicht alle. Denn wenn ich den Löffel zurückthat und weitergab, dann schwammen die Erbsen und Speckbrocken, die ich soeben meinte verschluckt zu haben, schon wieder lustig drin herum; und eben so ging es den anderen Miteßern. Viele schnitten ein böses Gesicht dazu und die Mahlzeit schien ihnen ekelhaft; aber sobald sie den Löffel ergatterten, schluckten sie gerade am Bierigsten, wie um den Ekel zu ersticken, oder aus unbewußtem Reid. Die krigten, weil sie sich immer bemühten, so tief wie möglich vom Grunde zu schöpfen, natürlich die meisten leeren Hälften.

Da schwamm obenrauf ein herrlicher, merkwürdig rundgerathener Brocken, nach dem fast Jedermann angete; Das war mein Nachbar Viliencron. Ich hatte ihn schon zahllose Male zu mir genommen und er schmeckte mir immer besser; der richtige Kernspeck, kräftig und süß, sehr zart durchwachsen und herb geräuchert, so daß ich ihn gerade den armen Ekelheirichen am Allerherzlichsten gönnte. Sie schöpften aber immer daneben, immer zu tief, und thaten dann, als verschmähten sie den köstlichen Brocken, der sich nicht untertunten ließ. Und viele Andere schöpften zu flach und krigten ihn eben so wenig zu fassen; er wutschte dann plötzlich von selbst in die Tiefe, kam aber immer gleich wieder hoch, wie eine Boje in der Brandung, das reine Wundermännchen Stehauf, mit einer riesigen Wuppizität.

Da waren auch noch zwei fernere Kernbrocken, die immer oben auf schwammen und mir vorzüglich mundeten; sie schillerten in den sublimsten Regenbogenfarben, aber durchaus verschieden, der eine mehr ins Kometenspektrum, der andere mehr orionnebelhaft, und wurden nur von Wenigen begehrt. Das kam daher, weil sie den Ekelheirichen leicht in den Löffel gingen; Die meinten dann, die ewige Seligkeit gefischt zu haben, aber sobald sie den Nachgeschmack spürten, schnitten sie ein noch übleres Gesicht, — und das schreckte die übrigen Tischgäste ab. Der üble Nachgeschmack kam aber gar nicht von den beiden Speckbrocken, sondern bloß von der Erbsensuppe, in der sie schwammen und worin sie selbst sich recht wohl befanden. Denn Das war ja, wie ich im Traum deutlich fühlte, die große Erbsensuppe der Menschheit; und wenn sie auch manchem Ekelheirich zuwider war und meinen übrigen Gästen ziemlich gewöhnlich vorkam, schmeckte sie mir und meinen Freunden doch ungewöhnlich gut im Traum. Und die beiden seltsamen Rosthappen, die hießen Scheerbart und Wombert.

Ich wollte sie, die so vereinsamt in der riesigen Schüssel herumschwammen, gerade einmal zusammenbugfiren und auch noch Konrad Ansförge und Peter Behrens zum so und so vielen Male mitauschöpfen: da kam mir ein unrechter Brocken in den Löffel. Es war ein eigenthümlich dicker Brocken, ein förmlicher Kloß von einem Brocken, der eine wahre Speckschwarte hatte, mit einer aufgeschwemmten Fettschicht, die Jeden aufs Köstlichste anlachte; einen Namen will ich hier nicht nennen, denn ich schreibe keine „Steckbriefe“. Zwei der grundsächlichsten Eitelheiriche, die den Löffel so gewaltig handhabten, daß ich sie stets bewunderte, Strindberg und Przybylszewski, hatten mich schon vor ihm gewarnt; er sei im Grunde selber ein Eitelheirich, wenn auch durchaus kein gewaltiger, und sie müßten doch eigentlich wissen. Aber ich hielt ihn für meinen Freund; und er war mir auch anfangs glatt eingegangen, bis mir schließlich doch übel danach aufstieß. Seitdem vermied ich ihn; und nun glitt mir der Bursche doch wieder in den Löffel und ich sollte ihn wohl oder übel herunterschlucken. Und Das war doch meine Erbsensuppe, in meiner goldenen Schüssel, die ich mir selber erträumt hatte! Und nun wollte mir dieser dickschwartzige Fettloß, der noch dazu mitaß aus meiner Schüssel und mir in corpore gegenübersaß und mich immer noch köstlich anlächelte, die ganze Mahlzeit verderben? Ich fand Das empörend und wurde wüthend. Ich schmiß ihm, nun plötzlich gleichfalls vom Eitel übermannt, mit aller Gewalt den Löffel zu: er solle gefälligst sich selbst aufessen — und fühlte, wie mir die gelbe Lunte mit voller Wucht ins Gesicht spritzte. Ich rieb mir die Augen und wachte auf.

Der theosophisch gebildete Leser möge verzeihen, daß ich mich einigermaßen erleichtert fühlte nach diesem Traum. Denn wenn ich auch Löffel-erbsen mit Speck für einen veritablen Götterschmaus halte, war mir die grenzenlose Witeßerei allmählich doch etwas peinlich geworden, was ich erst jetzt, als ich wieder wie ein gewöhnlicher Mensch nachdenken konnte, im vollen Umfang nachfühlte. Ich besann mich mit wahren Hochgefühl auf meinen beschränkten Unterthanenverstand. Ich erinnerte mich mit Vergnügen, daß ich am achtzehnten November 1863 geboren war und immer noch lebte, nicht etwa im Reich der freien Geister, sondern im deutschen Königreich Preußen. Ich dachte dankbar dem Mysterium nach, daß ich der älteste Sohn eines Försters bin, nicht etwa eines königlichen mit einem vergoldeten Adler am Diensthut, sondern bloß eines vogelfreien Revierjägers, worauf ich stolz bin wie ein dummer Junge. Ich zog mir das Nachthemd aus und wusch mir den Kopf.

Als ich diesen nachher im Spiegel befaß, diesen weltanschauenden Auswuchs von mir, den jeder Hans Rarr mir mal abhacken kann, schien mir der Traum mit einem Mal doch wieder gar nicht so unvernünftig. Nur über Eins vermochte ich nicht ins Klare zu kommen:

Ich hatte noch manche anderen Freunde unter den Speckbroden schwimmen sehen, wahre Freunde, gute Freunde, unglaublich wahre und gute Freunde, so zum Beispiel Franz Servaes und Wilhelm Schäfer, Meier-Graefe und Maximilian Dauthendey, Franz Evers und Fidus, Johannes Schlaf und Arno Holz, Franz Oppenheimer und Karl Ludwig Schleich, die Brüder Hart und Bruno Wille, Wilhelm Bölsche und Willy Pastor, Papa Heilmann und Otto Erich, Signor Rodolfo und Signor Ludovico, auch jenen naiven Menschenfreund, der sich mir eines stürmischen Tages auf einem Dampfschiff zwischen den griechischen Inseln vorstellte, sich einen Freund meines Dichtens und Denkens nannte, mir kategorisch den vernünftigen Willen als monistischen Grund alles Daseins nachwies und sich dann plötzlich umdrehen mußte, weil ihn die Seekrankheit anwandelte und seinen vernünftigen Willen zum Ausbruch brachte. Sie Alle und noch ganz andere Namen, auch manchen „großen Toten“ darunter, hatte ich in der lehmgelben Brähe schwimmen sehen, in dieser Brähe, die mein Leben sein sollte —: nur nicht den Namen jenes Mannes, der mich liebte wie kein anderer Mensch und der sich nur den Menschensohn nannte. Und auch die Namen meiner alten Eltern nicht, die doch mit ihren je siebenzig Jahren mein Leben vielleicht viel gründlicher lieben als ich selbst mit meinen knapp vierzig. Und auch das Weib nicht, das mich liebt. Und auch die Frau nicht, die mich einst zu lieben glaubte und der ich meine Kinder verdanke. Und diese meine drei Kinder auch nicht. Was hatte Das zu bedeuten?

Ob sie „im Grunde“ vielleicht doch Eins mit mir sind? Im Grunde der großen Erbsensuppe? — Wie sagte doch jener Alte aus Judien, dessen Name der Menschheit entfallen ist? „Jener Einäugige, der den Weltraum bewacht im Bodenlosen, Der mag es wissen; aber vielleicht weiß auch Er es nicht!“ So sagte er; oder so ähnlich.

Wers aber etwa nicht glauben will, Dem will ich ein anderes Lieblein singen:

O Phantasie,
allwissende Lügnerin,
Dich liebe ich,
ich Menschengestalt,

ewig!

iglich chloro-

Den Herren Unbewußttern aber empfehle ich, sich lebenslänglich formiren zu lassen.

Dehmel.

Richard



Aus dem Zuchthaus.*)

Am neunten Januar 1895 früh am Morgen wurde ich mit dem gewöhnlichen „Transport“ von Hannover nach Celle gebracht, — gefesselt. Es war ein bitter kalter Tag, mittags neun Grad unter Null.

Ein Mann von etwa fünfundsiebzig Jahren erzählte mir unterwegs, daß er wegen Blutschande zu mehreren Jahren verurtheilt sei. Mich schauderte, nicht nur wegen der Straftthat, sondern noch mehr wegen der Art des Mannes, einer stumpfen, flachen Natur ohne Saft und Kraft. Er leugnete seine Schuld. Ich habe nachher seine Akten mir angesehen; er war auf das Zeugniß seiner Frau und daraufhin verurtheilt, daß der Arzt bei der Tochter, einem „verborbenen“ Mädchen von sechzehn Jahren, wiederholt Spuren des Umganges mit einem Manne festgestellt hatte; und immer dann, wenn die Frau ihren Mann dieses Umganges beschuldigt hatte. Die Tochter hatte nicht ausgesagt. Eine hohe Wahrscheinlichkeit spricht für die Schuld des Verurtheilten; für „bewiesen“ kann sie kein Mensch ansehen, der nicht mit kriminalistischem Vorurtheil an diese Dinge geht, mit jener Ansicht, die ein Staatsanwalt in Hannover in einem Plaidoyer in die Worte kleidete: „Bedenken, meine Herren Geschworenen, tauchen in fast allen Fällen auf, wenn der Angeklagte leugnet. Es würden wenig Verurtheilungen ohne Eingeständniß erfolgen, wenn nur solche gefällt werden sollten, die in keinem Stadium Anlaß zu Bedenken gegeben haben. Wenn dem Strafrichter Bedenken an der Schuld eines Beschuldigten auftauchen, so hat er diese Bedenken zu prüfen, ob sie stark und stichhaltig genug sind, die Verurtheilung zu hindern.“ Als ich Das gehört hatte, ging ich nach Celle zurück mit anderem Urtheil über die vielen Gefangenen, die ihre Unschuld behaupten. Eine Frau, die ihren Mann haßt, ist kein Zeuge, auf den man diesen Mann ins Zuchthaus bringen sollte, und der Befund des Arztes an einem Mädchen, dessen „Verderbniß“ erwiesen ist, auch nicht. Ich erfuhr später, daß gerade in Prozessen um geschlechtliche Verbrechen der Schuldbeweis oft ein sehr bedenklicher ist. Das ist erklärlich, weil es sich da in den meisten Fällen um ein einziges Zeugniß handelt; und selten um ein einwandfreies.

Das Zuchthaus in Celle birgt etwas mehr als sechshundert Gefangene. Es liegt am Flußufer der Aller. Man sieht es, wenn man mit dem Zuge von Hamburg nach Hannover fährt, an der linken Seite des Zuges. Die Front sieht nach der Aller, die in Celle die Straße zum Bahnhof bildet. Nicht unfreundlich ist das äußere Bild. Als meine Schwester mich besuchte, sah sie nur diesen vorderen Theil des furchtbaren Hauses und ich ließ sie bei der Meinung, daß diesem Eindruck das Ganze entspreche. Besucher solcher Anstalten werden eine ähnliche Meinung nach Hause bringen, denn auch der Anblick des Inneren giebt von den Umständen und der Verfassung der Gefangenen kein Bild.

*) So heißt ein Buch, das man viel lesen, von dem man viel reden wird; und doch ist ein furchtbar ernstes Buch und kann, über Robbersolge hinaus, für den Strafvollzug in Deutschland fast so wichtig werden wie Dostojewskis Weisergebicht für das russische Strafrecht. Ein Buch, aus dem eine Persönlichkeit in passenden Lauten tiefsten Menschenwehs spricht. Es erscheint in diesen Tagen bei Johannes Råde und soll dann besprochen werden. Als Probe heute hier nur ein Fragment.

Wir wurden in die Vorhalle des Vorbaues geführt und in Reihe und Glied aufgestellt. Ein Beamter nahm die Personalien auf. Der Erste, der befragt wurde, war der Mann, der mir auf der Fahrt seine Geschichte erzählt hatte. „Was hast Du gemacht?“ Und auf die Antwort hörte ich die Kritik: „Also Schweinigel.“ Bei mir genügte die Namensangabe; natürlich waren wir Alle angemeldet. „Wie hast Du Dich ins Unglück gestürzt!“ meinte nachher der selbe Beamte. Das war das einzige milde Wort, das ich von ihm gehört habe.

Wir wurden nun bis Nachmittag von Einem zum Anderen geführt. Zunächst ins Bad. Als ich im heißen Wasser in der Wanne lag, kam der Barbier, ein Gefangener, der wegen Mordes angeklagt gewesen, wegen Todschlages verurtheilt war. Wir mußten uns aus dem heißen Wasser aufrichten, uns auf die Kante der Wanne setzen und wurden so rasirt und über den Kamm geschoren. Das verbunstende Wasser an meinem Leibe verursachte bei der Wintertemperatur eine solche Kälte, daß ich nicht stillhalten konnte, sondern vor Frost klapperte und mich schüttelte. Der Barbier ließ mich endlich ins Wasser zurück gehen und rasirte und schor mich in dieser Lage. Aus dem Bad ging es zur Einkleidung auf einen kalten Boden. Jeder erhielt zwei dunkelbraune Luchanzüge, eine hellbraune Jacke, Handwerkerschürze, Wäsche, Bettdecken, ein Paar Schuhe, ein Paar Pantinen aus Leder, Kamm, Zahnbürste und ähnliches Geräth. Nach einigen weiteren Vorstellungen — beim Direktor, im Sekretariat, bei dem Inspektor für die Arbeiten — ging es zum Arzt. Mich freot in der mangelhaften Bekleidung, in der wir auf kalten Korridoren stehen mußten. Ehe wir einzeln zum Arzt hineingeführt wurden, mußten wir uns im Lazareth, in dem geheilt war, in Gegenwart der in ihren Betten liegenden oder umherliegenden Kranken entkleiden, wurden gewogen und hatten dann, entkleidet, trotz der Heizung stark frierend, zu warten, bis wir an die Reihe kamen. Nach ging es über einen kalten Korridor ins Zimmer des Arztes. Der auskultirte mich und stellte fest: „Krepitationen in beiden Lungen Spitzen.“ Ich bin erblich nicht belastet, hatte auch nie einen Lungenkatarrh gehabt und kann nicht umhin, den Strapazen der Aufnahme in Zelle an dem kalten Tage nach den schwächenden Wirkungen eines anspannenden Prozeßverfahrens die Anfänge des schweren Lungenleidens zuzuschreiben, das sich im Laufe meiner Straffhaft entwickelt hat und von dem ich noch heute, fünf Jahre nach meiner Entlassung, nicht geheilt bin.

Nachdem die widerwärtigen Prozeduren der Aufnahme erledigt waren, wies man mir eine Zelle an; nachmittags gegen drei Uhr. Sie war gänzlich ungeheizt, bei nahezu zehn Grad Reaumur Kälte. Ich war in jenen Tagen gar nicht kritisch gestimmt und hatte mir selbst versprochen, mich durch nichts aus der Fassung bringen zu lassen. Aber dieses Hineinstoßen eines eben aus warmer Wollkleidung in ein Leinenhemd gesteckten Menschen in eine kalte Zelle empörte mich doch. Meine erste Probe auf meinen Vorsatz, durch nichts mich erbittern zu lassen, wurde noch durch den Aufseher erschwert. Es war, wie ich später erfuhr, derjenige, der den Gefangenen von allen am Meisten verhaßt war, bei der Behörde aber als der „zuverlässigste“ galt, wie mit ein Vorgesetzter von ihm sagte. Auf seinem sehr kleinen Körper saß ein Kopf, dessen starke, aber bittere Pöpsprognomie mit der Kleinheit der Gestalt in einem eigenen Kontrast wirkte. Wasserblau, helle Augen ohne Tiefe, aber stahlhart, von Falten umgeben, ähnlich

benen, die den spähenden Seemann kennzeichnen, aber mit einer feindlichen, spürbaren Zuthat; tiefe Falten an beiden Seiten des Mundes vollendeten den Eindruck einer argen Verbitterung. Diesem Manne war ich also zunächst gänzlich anheimgegeben; ich vermeide den Ausdruck preisgegeben, obwohl er zuträfe, denn der neu ankommende Gefangene würde sich für die ganze Folgezeit eine schwere Stellung schaffen, wenn er mit seinem ersten Aufseher etwa in Streit oder Zwiespalt geriethe. Ich wußte Das noch nicht, als ich kam, habe die Sitten und Triebfedern des Lebens in dem Hause erst nachher durchschaut. Aber mir kam mein Entschluß zu Hilfe: nach außen zu Allem zu schweigen, sogar im Inneren vor mir selbst keine Regung von Bitterkeit, keine Empfindung eines Bekränkten zu dulden. Als Bewegung in mir setzte ich sofort in diesen Entschluß um, so daß ich mich immer gegen mich selbst lehnte. Ohne es zu wissen, hatte ich damit die Regel und Vorschrift getroffen, die für meine Lage im Zuchthaus eben so vortheilhaft wurde wie für meine eigene innere Entwicklung.

Wenn man fragt, wie dieser wohlthätige Entschluß entstand, so kann ich darauf nur eine unvollkommene Antwort geben. Ich bin Jahre lang befangen religiös gewesen. Religiöse Befangenheit nenne ich die Religiosität, die nicht wagt, dem Zweifel ins Gesicht zu sehen, Kritik einfach ablehnt und im Grunde mehr oder weniger mit Vorstellungen und Empfindungen zusammenflecht, die sich vor der Kritik als Aberglauben enthüllen . . . Als ich verurtheilt wurde, lag diese Befangenheit hinter mir, doch nur insofern, als das religiöse Interesse in mir geringer geworden war. Ich war durch das Leben dahin aufgeklärt worden, daß die Religiosität keinen sittlichen Maßstab bietet . . . Als im Gefängniß in Hannover Alles um mich zusammenbrach, wußte ich, daß ich nicht wieder zu jener Befangenheit zurückkehren würde, die hinter mir lag, — seit Jahren. Aber ich ging daran, mein Leben zu mustern und — ich war dreiunddreißig Jahre alt — seine Mängel zu messen; ich sah, daß meine Auseinandersetzung mit aller wissenschaftlichen und politischen Erkenntniß lächerlicher Dilettantismus, Spiel des Moments, kurz, gar nichts, daß mein Leben eben damals an der Schwelle der Einsicht und Weisheit angelangt war. Ich sah aber auch ein, daß ich mich mit der Religion nur wie ein Flüchtlings ausseinandergesetzt hatte, und Alles in mir verlangte auf allen diesen Gebieten gründlichere Arbeit.

Noch war ich weit entfernt davon, ein ehrlicher Mann zu sein in dem Sinn, in dem ich es später wurde, solch ein ehrlicher Mann, der sich nicht selbst betrügt; wenigstens sich selbst mißtraut und kritisiert und deshalb seltener durch sich selbst betrogen wird als die Menschen in der Regel. Ungesondert flossen bei mir noch die Vorstellungen, Neigungen, Wünsche und Zwecke durcheinander. Das erste Ergebnis der beginnenden Klärung war der Entschluß zur Selbstkritik, der sich vereinigte mit dem andern, durch meine Lage gebotenen: mich durch Niemand und nichts erbittern zu lassen.

Schwer fürwahr hat es mir der Aufseher gemacht, dessen Aeußeres schon eine Qual und aufreizend für mich war, dessen Stimme mir Pein verursachte. Aber ich erinnere mich, daß ich am zweiten Tage in Gelle abends nach Einschluf mir vorhielt: Was mag der Mann erlebt haben! Sieht man nicht die Falten des Grames auf seinem Gesicht? Vielleicht, wahrscheinlich, gewiß ist er weit unglücklicher, als Du bist! Und ich wurde ruhig und innerlich mild, mitleidig gegen den Mann. Das bekam mir gut, machte mich zufrieden und fast glücklich.

Wir waren auf dem „mittleren Zellengang“, wie die „Station“ amtlich hieß, vierundzwanzig Gefangene. Ich vermied jede Berührung mit den anderen, meist jüngeren Leuten. Nach der „Hausordnung“, die in jeder Zelle hing, war jede Unterhaltung der Gefangenen unter einander verboten. Als bald nach meiner Einlieferung eines Morgens ein junger Mann, der das Essen tragen half, mich im Vorbeigehen fragte, ob ich Ostfrieser sei, in diesem Falle sein Landsmann, gab ich ihm keine Antwort. In diesem absoluten Schweigen sollte nach der Vorschrift der Tag vergehen, sollten auch solche Arbeiten, die gemeinsam zu erledigen waren, erledigt werden. Ohne daß ein Wort gewechselt wurde, verrichtete der Barbier seine Arbeit an uns. Tage gingen hin, an denen die Gespräche in nichts bestanden als in einigen Worten, die wegen der Arbeit mit dem Aufseher oder dem Werkführer zu wechseln waren.

Wir waren Stuhlriße aus Rohr zum Flechten übergeben. Das Rohr wurde durch Oesen im Siß gezogen; die entstandenen Quadrate wurden durchflochten, bis das bekannte Geflecht solcher Siße herauskam. Die Arbeit ist leicht zu erlernen, aber sie erfordert immerhin Uebung, wenn man das vorgeschriebene Pensum, etwa drei Siße täglich, erledigen will. Bei längerer Uebung läßt sich dieses Pensum übertreffen. Das volle Pensum zu liefern, ist der Gefangene erst nach dreimonatiger Lehrzeit verpflichtet. Ich lernte die Arbeit schnell, aber sie wurde mir bald dadurch erschwert, daß das scharfe Rohr mir die Hand verletzete, wozu noch starke Frostbeulen kamen.

Der Frost dauerte an. Es war bitter kalt in den Zellen. Die Anstalt ist eine von den älteren; die Räume für gemeinsame Gaß überwiegen. Weil keine Centralheizung vorhanden ist, wurden die Zellen einzeln durch einen kleinen Ofen vom Korridor aus geheizt, aber in der Regel nur morgens einmal; die humaneren Aufseher sorgten mit besonderer Aufmerksamkeit dafür, daß wenigstens vormittags die Rasteln des kleinen Ofens heiß wurden, aber für gewöhnlich wurde die Temperatur in der Zelle nur ganz vorübergehend — etwa eine halbe Stunde am Tage — erträglich; gegen Abend war der Ofen längst eisig und die Temperatur der Zelle sehr frostig. Mich froz bei der mangelhaften Kleidung fürchtbar. Die unteren Extremitäten waren in der Regel gefühllos vor Kälte. Ich erfuhr nachher, daß in einer Zelle ein Thermometer hing und ein besonderes Buch vorhanden war, um nach jenem Thermometer die Zellentemperatur zu bestimmten Tageszeiten einzutragen. Aber unter dem Schreibwerk solcher Anstalten ist sehr viel — darunter auch die Statistik —, was den meisten Beamten als wertlose Schräule gilt, darunter auch das Thermometerbuch. Auf jeden Fall profitirt nur eine Zelle von dem Meßinstrument. Noch schlechter als in den übrigen Zellen wurde in der Regel in den Strafzellen geheizt, die unter uns — im unteren Zellengang — lagen. Mir wurde nachher mitgetheilt, daß einem im Dunkelarrest gesteckten Gefangenen nachts — diese Gefangenen müssen auf der bloßen Preitsche schlafen — ein Fuß erfroren und dadurch eine dauernde Bekrüppelung herbeigeführt worden war. Auf jeden Fall muß ich die Einzelheizung der Zellen anklagen als eine die Gesundheit zerrüttende und den Gefangenen in kälteren Wintern dem quälendsten Frost aussetzende Einrichtung. Sie wirkt um so zerrüttender, als der Mangel an Fett in der Gefängnisloft den Körper ohnehin ausmergelt, so daß meine Haut rauh und meine Nägel vor

Sprödigkeit so brüchig wurden, daß ich sie mit einem Messer nicht schneiden konnte. Noch jetzt habe ich die Wirkungen dieser radikalen Entfettung — ich bin ohnehin mager — nicht überwunden. Es scheint, daß die völlig verfehlte Ernährungsmethode die Fähigkeit der Verdauungsorgane, Fett zu „verseifen“ und dem Organismus zuzuführen, dauernd geschädigt hat.

Es war also ein schwerer Anfang für mich. Aber stärker als alle Schwierigkeiten waren mein natürlicher Muth und mein Wille, mein Entschluß zum Ertragen, zum Ueberwinden und Ueberwältigen der Leiden, äußerer und innerer.

Ich erfuhr nichts von meinen Umgebungen. Das große Haus war mir noch beinahe so fremd wie meinen Lesern jetzt. Ich war selbst von diesem mit mir zu gleichem Geschick verbundenen Leben so weit entfernt und abgeschlossen, als sollte ich nie dem Schicksal der anderen Gefangenen und diesen selbst näher treten. Als an einem Tage bei günstiger Gelegenheit ein zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilter Pastor sich mir näherte — er war dem Ende der zehn Jahre nah und hat sie mit unglaublicher Naturkraft überstanden —, lehnte ich den Mann ab, der mir außerdem zuwider war.

Der Erste, der mir ein freundliches Wort sagte, war ein humaner Aufseher; er nahm eine Gelegenheit wahr, mir Muth zuzusprechen, was nicht einmal nöthig war; aber es that mir dennoch wohl, der Absicht wegen, die der Mann verfolgte, als er mir sagte, er habe schon mehrere gebildete Männer eine längere Strafe rüftig überstehen sehen; „es geht Alles.“

Eines Tages öffnete sich die Thür und herein trat ein Mann, den ich mit Erstaunen ansehen mußte. Ein hagerer Riese mit langem, dunklem Vollbart, großer, aber nicht plumper Nase, mit feinen, sympathischen Händen und mit den Mienen eines echten Heiligen. Er sah nicht wie ein Pastor, auch nicht wie ein Schwärmer aus, aber wie ein Mann, dessen Milde so groß ist wie die Rüstigkeit seines Geistes. Ein Mann, dessen Neuhäres schon unvergänglich ist; wie viel mehr aber noch seine Seele, die nicht minder klar vor mir steht als seine Gestalt! Der Anstaltspastor. Wenn ich nicht aus vielen anderen Gründen zufrieden sein müßte mit dem Schicksal, das mich aus einer verfehlten Bahn gerissen und die Wilden meines Lebens und Wesens ergänzt hat, so wäre der Gewinn der Bekanntschaft mit diesem Abgesandten der edelsten Menschlichkeit allein im Stande, die furchtbarsten Leiden aufzuwiegen, die ich im Lauf der drei Jahre ausgestanden habe. Es ist schwer, diesem Manne genug zu thun und gerecht zu werden. Er lebt nun bald ein halbes Menschenalter als der Vertraute der Leidenden im Zuchthause. Sein mächtiges, aber gesundes Gefühl trug den unendlichen Jammer dieses Hauses mit sich umher. Manchmal, wenn er zu mir kam, redete aus seinen Augen und Mienen ein Schmerz, wie eines Heilands Leid; ich sah ihm an, wie viele Glende den selbstsüchtigen Trost der Aussprache und des Mitleidens bei ihm gesucht hatten. Aber er blieb nicht bei Gefühlen und Worten: er war der Mann der That für die Glenden. Er schrieb für sie, wenn sie ihren Familien Etwas zu sagen hatten, er schrieb und sorgte für Arbeit und Unterkunft, nicht — bequem — durch einen Verein für Entlassene, dem sich Gefangene nur ungern anvertrauen, sondern, wenn es irgend anging, selbst. Das thun auch andere Pastoren; aber es ist ein Unterschied in diesem Handeln. Wie verfuhr er mit seinen Freunden! Denn er wurde in Wahrheit der Freund der Gefangenen,

wenn er sie kennen gelernt hätte. Ohne Vorbehalt öffnete er sich ihnen, nahm ihr Vertrauen in Anspruch, wie sie das seinige. Obwohl der thätigste und unbezahlbarste von allen Beamten des Hauses, auch vom Standpunkt des Staatszweckes weitaus nützlicher als alle übrigen Beamten der Anstalt zusammen, hatte er doch nichts von einer „Beamtenseele“; und ich glaube sogar, daß er den character indolentibus des Beamtenhumors im Grunde haßte oder mißachtete. Fromm, war er doch wunderbar frei, gewillt und fähig, jeder wissenschaftlichen Wahrheit ins Gesicht zu sehen. Hinter ihm lagen Dogmen und Satzungen und doch lebte er in dem Idealbilde der Evangelien so sehr, daß man eben so wohl sagen kann, dies Bild lebte in ihm und führte durch ihn eine neue Existenz. Voltaire wars, der gesagt hat, seit Christus habe es nur einen Christen gegeben: Franz von Assisi. Auch ich schätze diesen Heiligen sehr hoch, aber sein Gefühlsleben war trotz allen praktischen, politischen, ein Jahrhundert die Welt erschütternden und beherrschenden Wirkungen des von ihm gegründeten Franziskanerordens doch allzu mystisch, um ein Abbild der gesünderen Persönlichkeit zu sein, die uns die Evangelien schildern. Jedenfalls war der Mann, der eines Tages in meine Zelle trat, ein geistig vollkommen gesunder, harmonischer Mann, in dem alle drei Bestandtheile der geistigen Persönlichkeit: Wille, Verstand und Gefühl, groß und stark ausgeprägt waren.

hartgefühl durchbrang all seine Vorzüge und erhöhte ihre Wirkung. Er preßte und drückte keinen Menschen hierhin, dorthin; er „rißte“ nicht mit seiner Liebenswürdigkeit, seiner Fürsorge, sondern gab sich ohne Berechnung; er hätte es für eine Annahme gehalten, ohne besondere Herausforderungen sein Urtheil einem dieser Leute aufzundthigen, denn er wußte, wie leicht man irrt, und hatte im Laufe der Jahre gelernt, auch das Urtheil des Richters nicht zur Grundlage des seinen zu machen. Aber echt, wie seine Liebe, war auch sein Born, den ich nur „im Collegium“, als Hörer seiner Predigten, kennen gelernt habe; es ging aber im Hause die Sage, daß auch in seinem Sprechzimmer dieser Born stark hervorbrechen konnte, wenn ihm frecher Eynismus gegenübertrat, den es auch im Zuchthause giebt, wenn auch nicht häufiger als sonst im Leben.

Diesem Mann verdanke ich mehr als irgend einem andern Menschen. Er ist nie darauf ausgegangen, mich zu belehren oder zu „bessern“, sondern hat wohl gelegentlich gesagt, daß er es sei, der aus meiner Gesellschaft Gewinn ziehe. Aber eben mit jener tendenzlosen Vergabe seiner echten Persönlichkeit ist er mit zur Hilfe gekommen in meinem Verlangen, „zu mir selbst“ vorzudringen und „echt“ zu werden. Ein „orthodoxer“ Stämper, der sich selbst täuscht und in seiner Befangenheit nur ein blinder Blindenführer ist, wirkt bei allem guten Willen, den auch er hat, in den Gefängnissen nur wie ein täppischer Tölpel, mag er auch noch so viel „Erfolg“ haben und Sünder belehren und „bessern“, ja, mag er auch manches wirklich Gute thun und hervorrufen.

Ich habe meinen Lesern das Licht in diesem dunklen Hause vorweg gemalt. Es wirkt um so stärker, als es in der That, wie auf einem Bilde Correggios, von einer einzigen Persönlichkeit ausgehend, in beständigem Kampf und Kontrast war mit Finsternissen, die keine Nacht so schwarz gebiert und denen des Abgrunds dickster Dampf nicht gleichkommt.

Hans Leuß.



Falsche Propheten.

Das Schlagwort des Tages ist wieder einmal: Amerika. Wie Leo XIII., so ist endlich nun auch die amerikanische Hochkonjunktur, nachdem sie Jahre lang totgesagt worden war, gestorben. Und über den Leichnam des Löwen beugt sich mit spöttischen Mienen die Zwergensippe, deren Weisheit höchster Schluß die billige Erkenntniß war, daß nichts auf Erden ewig dauere. Wer einem Wiegenskind prophezeien wollte, es werde eines Tages sterben müssen, würde ausgelacht werden. Hier aber spiegelten Kritiker von Beruf sich im Hochgefühl einer Mission, die sie Tag vor Tag verkünden hieß, das Ende könne nicht ausbleiben. Und siehe: es ist wirklich nicht ausgeblieben. Doch trat es erst nach einem langen Leben ein, das Mühe und Aufwand reichlich gelohnt hat. Deshalb wendet der Verständige den Blick von den Totengräbern, die heute laut frohlocken, weil ihnen der ersuchte Sarg nach langem Harten nun doch in die Hände fiel, und schaut nachdenklich auf die entseelte Hülle, die sie bestatten wollen.

„Wir würden gar Vieles besser erkennen, wenn wir es nicht zu genau erkennen wollten; wird uns doch ein Gegenstand unter einem Winkel von fünf- undvierzig Graden erst faßlich“: die Wahrheit dieses goethischen Gedankens ist wieder einmal durch die Art erwiesen worden, wie in Deutschland die amerikanischen Wirthschaftsverhältnisse der letzten Zeit beurtheilt wurden. Wie ist ein Ding so gedankenlos verworfen, freilich auch nie so unklug gepriesen worden wie das rasch aufgeschossene Amerika von deutschen Beobachtern. Die Tadler traten vier Jahre zu früh, die Lobredner vier Jahre zu spät auf. Beide schärften ihren Blick nach Kräften, um die Oberfläche zu durchdringen und den Kern zu erfassen. Und Beide blieben in einem falschen Geist befangen, der viel von ihrem eigenen Wesen, aber nichts von Dem verrieth, was den ökonomischen Aufschwung der Vereinigten Staaten erzeugt hat.

Bezeichnend war schon der Umstand, daß hervorragende Persönlichkeiten der deutschen Kaufmannswelt erst, als Amerika und alles Amerikanische Jahre lang von blindem Haß verunglimpft war, den Muth fanden, über den Ocean zu fahren und das Land Vespuccis noch einmal zu entdecken. Man hatte sich allzu lange vor der Verkleinerungssucht gebeugt. Als die Bosheit sich an der ehernen Macht der Verhältnisse die Zähne stumpf gebissen hatte, wagte man, ihr zum Troß, endlich dem Jankeethum offen zu hulbigen. Da war es natürlich gerade zu spät. Einst trieb Deutschlands Politiker der Zug nach Italien; jetzt konnte man von einem Zug nach Amerika reden, der unsere Geschäftspolitiker in Bewegung brachte, -- leider erst am Ausgang der Glanzperiode oder mindestens erst, als der Höhepunkt überschritten war. Die Liste der distinguished visitors, die seitdem aus Deutschland über den großen Reich zur Freiheitstatue dampften, konnte sich sehen lassen: ein Prinz aus königlichem Geblüt, ein Geheimerr Kommerzienrath, ein Kommerzienrath ohne Geheimniß, Generaldirektoren, Bankdirektoren, ein inaktiver und sogar ein aktiver preussischer Staatsminister. Mehr als Einer von ihnen hat nach seiner Rückkehr das Bedürfniß empfunden, den deutschen Mitbürgern seine Impressionen zu übermitteln. Was man da Alles lernen konnte! Herr Doktor juris Salomonsohn, Direktor der Diskontogesellschaft, war, in Goldbergers Fußstapfen, den Dingen besonders tief auf den Grund

gegangen. Kein Wunder, daß ihm der Aufsichtsrath gespannt lauschte, als der Direktor das Bild entrollte, das er von seinem Ausflug mitgebracht hatte. So wird denn in den Protokollen der Diskontogesellschaft für ewige Zeiten verzeichnet bleiben, daß in Amerika die Pflege der Schönheit und der Luxus bei Männern nicht minder als bei Frauen Alles übersteige, was Herr Doktor juris Salomonsohn jemals zuvor in Paris oder London gesehen hat. Daß der Akt des Rasirens beim Amerikaner nicht, wie bei uns, eine lästige, möglichst rasch abgethane, sondern eine kunstvolle, sorgsam gehegte Prozedur ist, die ungefähr eine halbe Stunde Zeit in Anspruch nimmt. Daß aber auch Dies dem wahren amerikanischen Dandy nicht genüge, sondern er sich noch die Zeit nehme, durch Manicure, Pedicure, Gesichtsmassage und ähnliche Künste sich verschönern zu lassen. Daß in Amerika die Geschäfte der Wahrsager blühen wie in keinem zweiten Lande, daß die prächtigsten Kirchen in New-York den Gesundheitsbetern gehören und daß die Amerikaner auch auf dem Gebiete des Theaterwesens mit Energie Wandel schaffen. Ipsissima verba. Und dieser reiche Schatz an Erfahrungen, die vor Herrn Doktor juris Salomonsohn Niemand gesammelt hatte, ist noch nicht einmal das Bedeutendste, was von seiner Studienreise durch das Archiv der Diskontogesellschaft der Nachwelt erhalten bleibt. Der strebsame Geschäftsinhaber unseres ältesten Bankinstitutes, das im Geruch steht, konservativ zu sein wie ein Junker, ist viel weiter gegangen. Er hat sich, wie er mit lobenswerther Gewissenhaftigkeit dem Aufsichtsrath berichtete, ernsthafte Mühe gegeben, amerikanischen Industriellen das Trinken am Tage beizubringen; ein Uebel, das ihnen bis zur denkwürdigen Landung des Herrn Doktor juris Salomonsohn auf dem Pier von New-York fremd gewesen war. Zum Glück lächelte seinem Bemühen kein Erfolg: die waderen captains of industry blieben standhaft und ersparten so dem Herrn Doktor jede Verlegenheit, die ihm etwa erwachsen konnte, wenn später seine Speizenrechnung vom Geheimrath von Hausemann geprüft wurde. Daraus, daß es ihm „nicht gelang, jemals einen der oberen oder der niederen Beamten, welche die Freundlichkeit hatten, mich durch die industriellen Etablissements zu geleiten, dazu zu bringen, beim Frühstück oder sonst während des Tages Wein, Bier oder andere alkoholische Getränke zu genießen“, hat Herr Doktor juris Salomonsohn ohne Zweifel tiefe Schlässe auf den Grund des amerikanischen Booms gezogen. Er war, so gestand er, in dem Glauben ausgezogen, die Yankee's seien nur eine Abart des Engländerthumes. Rückhaltlos, wie es einem charaktervollen Manne geziemt, hat er nach seiner Rückkehr zu Herrn von Hausemann gesagt: Pater, peccavi! Denn der Amerikaner, wie er sich ihm in der Stunde der Erleuchtung auf amerikanischem Boden offenbarte, unterschied sich vom Engländer „beinahe“ so wesentlich wie „der Italiener vom Deutschen“ und erinnerte ihn „in ganz frappirender Weise“ an „den mir wohlbekannten Argentinier“. Wenn der Aufsichtsrath der Diskontogesellschaft auch bei dieser Stelle nicht unter der Wucht der ihm zu Theil gewordenen Belehrungen zusammenbrach, dann besaß er überhaupt keine Nerven... oder er hörte nicht zu. Der Herr Doktor hat aber seinem Erkennerdrang auch nach der eben erwähnten Errungenschaft noch keine Fägel angelegt. Er wollte das amerikanische Leben bis auf die Reize kosten. Ihm sollte es sich in den geheimsten Tiefen offenbaren und er war fest entschlossen, nicht heimzukehren, ehe ihm das Yankee-Drakel alle Fragen beantwortet hätte, die ein Wallenstein

der Finanz am Vorabend eines großen Ringens noch zu stellen hat. So ging er hin, ergriff eine Laterne und suchte nach einem amerikanischen Pessimisten. Ich nehme an, daß in der Doktorlaterne Petroleum des Standard Oil Trust brannte; die Beleuchtung wird also wohl tadellos gewesen sein. Trotzdem war das Ergebnis des Forschungszuges vollkommen negativ. „Ich kann sagen, daß ich wirklich mit der Laterne nach einem Pessimisten gesucht habe, ohne ihn zu finden; zwar wurden mir auch solche namhaft gemacht, doch stets zeigte sich schon nach kurzer Unterredung, daß dieser Pessimismus einer Prüfung nicht Stand hielt.“ Wohl den Aktionären einer Bank, wo solche Gründlichkeit in der Behandlung der allerwichtigsten Themen zu den Ueberlieferungen des Hauses gehört! Dem löblichen Eifer, der sich dabei zeigte, wird wohl auch der prudeste Theilhaber des Geschäftes verzeihen, daß Herr Doktor juris Salomonsohn selbst vor der heißen, aber bedeutsamen Frage nach den Fortpflanzungsverhältnissen der Amerikaner nicht Halt machte und zu Protokoll erklärte, daß die moderne amerikanische Frau eine zunehmende Abneigung bekunde, ihren natürlichen Beruf als Mutter zu erfüllen. Shocking, aber wahr. Wenn die Männer, die Gelegenheit hatten, den Bericht des Direktors aus erster Hand entgegenzunehmen, aus dieser Enthüllung nicht das Kapital zu schlagen verstanden, das börsenmäßig aus ihr zu holen war, so beweist diese Thatsache aufs Neue, daß bei der Diskontogesellschaft stets nur der Sache um der Sache willen, niemals einem auch noch so entfernt unlauteren Zwecke gedient wird. Wortkarge, prosaische Naturen wie Herr von Hansemann haben Herrn Salomonsohn vielleicht übergenommen, daß er an einzelnen Stellen — wie da, wo er von den „hohen Bergen von Risten und Kasten in den Straßen“ oder von den „80000 Schweinen und 30000 Rindern in den Schlachthäusern von Chicago“ sprach — in einen Stil verfiel, der an manche schöne, aber poetische Seite aus „Soll und Haben“ gemahnte. Aber auch Herr von Hansemann mußte sich durch die imponirende Sicherheit reichlich entschädigt und versöhnt fühlen, womit Direktor Salomonsohn aus seiner Amerikareise das Fazit zog, daß „meines Erachtens mit einer Fortdauer der günstigen Lage der amerikanischen Industrie für einige Zeit zu rechnen sei.“ Das war vor wenigen Monaten. Seitdem ist der Rückschlag in der amerikanischen Industrie allen Augen sichtbar geworden. Das thut aber nichts zur Sache. Nicht so sehr auf die Richtigkeit wie auf die Bestimmtheit der Meinung kommt es in wirtschaftlichen Dingen an, wenn man vom finanziellen Standpunkt aus an ihre Betrachtung geht. Und an Bestimmtheit, daneben auch an unbedingt überzeugendem Lokalkolorit, ließ es Herr Doktor juris Salomonsohn nicht fehlen. Die starke historische Ader, die er besitzt, verbot ihm zu seinem Glück übrigens, sein Diktum ohne eine weise Einschränkung zu lassen. Aus dem Horn dieser Ader schöpfend, fügte er hinzu: „Daß diese Situation nicht ewig dauern kann, lehrt die Geschichte aller Völker.“ Und wenn Herr Salomonsohn von der Geschichte aller Völker spricht, so ist Das keine bloße Redensart. Er weiß, was er sagt. Das zeigt der Nachsatz: „Die sieben fetten und die sieben mageren Jahre der biblischen Geschichte wiederholen sich allerorten.“

Berichte wie dieser — und seine Art blieb durchaus nicht vereinzelt, wenn auch andere durch ein schweres Aufgebot statistischer Artillerie der leichten Reiterei der Gedanken eine bessere Deckung zu geben versuchten — waren natürlich ge-

eignet, der Welt deutschen Handels und Gewerbes endlich die Augen zu öffnen. Jetzt, da man aus dem Munde so kompetenter Beurtheiler darüber unterrichtet war, was ein amerikanischer Dandy mit seinen Fingernägeln und Hühneraugen macht, da der Grund der amerikanischen Hochkonjunktur in die Beleuchtung der Laterne Salomons gerückt, die Ueberfüllung der amerikanischen Schlachthäuser mit Rindern und Schweinen und die der Citystrassen mit Risten und Kästen als unumstößliche Thatsache festgestellt war, — jetzt erst erkannte man Amerikas Größe, aber zugleich mit der Größe auch die Unmöglichkeit, daß solche Riesenmacht in der nächsten Zeit dahinschwimmen könne. Und kaum war diese Erkenntniß gereift, da kam das nicht mehr länger Vermeidliche: die amerikanische Eisen- und Stahlindustrie gerieth ganz offen ins Rutschen.

Ich habe mich in den letzten Tagen oft gefragt, ob sich hinter den unzeitgemäßen Versuchen angesehener Deutschen, die amerikanische Prosperität zu verherrlichen, nicht etwa doch ein tieferer Sinn verberge. Jedenfalls war die Wirkung so vortheilhaft für das heimische Wirtschaftsleben, daß man versucht sein könnte, an eine großangelegte Aktion machiavellistischen Gepräges zu glauben, — wenn man unter den Theilnehmern nicht vergebens nach einem Talent vom Schlag Machiavellis suchen müßte. Die Thatsache, daß Amerikas Wohlstand von deutschen Autoritäten noch zu einer Zeit gepriesen wurde, wo schon der heftige Kursrückgang aller amerikanischen Börsenwerthe die Furcht vor einem wirtschaftlichen Zusammenbruch der Union erregen mußte, hat bewirkt, daß unser Publikum gegenüber den ersten, kaum mehr mißzuverstehenden Meldungen aus Pittsburgh, durch die der Abschied von der guten Konjunktur besiegelt wurde, in fast stoischer Ruhe verharrte. Dieser erste Eindruck aber war entscheidend. Das Publikum ließ sich nicht nur nicht einschüchtern — es hielt nicht einmal den Athem an —, sondern kaufte und bestellte weiter, blieb bei seiner Geschäftsfreudigkeit und Unternehmungslust und zeigte das vollste Vertrauen zur Lage des heimischen Marktes, dem, davon war es überzeugt, kein fremder Einfluß, auch keine amerikanische Krisis Etwas anhaben könne. In diesem Glauben hat die Bevölkerung, und zwar ihr konsumirender wie ihr produzierender Theil, nicht geirrt; nach den Prophezeiungen konnte es aber auch anders kommen und zu beklagen wäre gewesen, wenn die unerwartete Erregung das Publikum zunächst auf einen falschen Weg gedrängt hätte, von dem es erst nach großen, überflüssigen Opfern wieder zurückfinden konnte. Richtig war die Annahme, daß der amerikanische Rückgang das neu erwachte Leben der deutschen Industrie fast gar nicht berühren werde. Von der selben Seite, die den amerikanischen Wohlstand der letzten Jahre beharrlich als Reporterlüge denunzierte, ward 1900, als in Deutschland die Wendung zum Schlechteren kam, eine Hungerfrist von sieben — sage und schreibe: sieben — Jahren für die deutsche Industrie in Aussicht gestellt. Diese alttestamentarische Theorie wurde aber schon im vorigen Herbst durch die Praxis ins Wanken gebracht und der Verlauf der letzten zwölf Monate hat ihr endgiltig den Garaus gemacht. Der Wachstumsdrang Deutschlands und auch anderer Länder hat sich stärker erwiesen als alle noch so fein auf dem Papier erkügelten Gegenberechnungen. Und nun müssen die Russen denn, die sich vier Jahre lang die Hüfte über das Unheil wund geschrien haben, das über Deutschland hereinbrechen müsse, sobald die Hochkonjunktur in Amerika auch nur zu weichen beginne, den unsag-

baren Schmerz erleben, mitanzusehen, daß es der deutschen Industrie und sogar dem deutschen Aktienmarkt vortrefflich ergeht. Seit dem Frühling des Jahres 1900 war die Stimmung bei uns niemals so zuversichtlich wie gerade jetzt, trotzdem Amerika ein Stück nach dem anderen von seinem Glorienmantel verliert und trotzdem sich an Betriebseinstellungen großer Werke, an Arbeiterentlassungen, an Herabsetzungen von Löhnen und Preisen zeigt, daß, was immer auch unsere Geheimräthe und Direktoren von Amerika zu erzählen mochten, die Vereinigten Staaten doch nur, gleich den europäischen Staatswesen, ein Land mit begrenzten, nicht mit unbegrenzten Möglichkeiten sind.

Die armen Unheilspropheten! Erst warteten sie Jahre lang auf den Krach, der nicht kommen wollte. Jetzt ist er gekommen und sie schickten sich schon an, zu triumphiren; denn die Kleinigkeit, daß sie sich im Zeitpunkt um einige Jahrzehren verrechnet haben, sieht sie nicht an. Aber siehe da: der Krach will nicht kochen. Das nennt man Pech. Gehet hin zu Goethe und lernet betrachten! Dis.



Ein Brief.

Sehr geehrter Herr Garten, in der Aera der „Erklärungen“, die unter meinen Parteigenossen nur so hin- und herfliegen, will auch ich nicht im Verborgenen blühen. Ich bekleide kein Ehrenamt in der sozialdemokratischen Partei, ich habe als Akademiker meinen Uebergang zu ihr einst nicht urbi et orbi in Brochüren oder Zeitungartikeln der staunenden Mitwelt verkündet, sondern mich als einfachen Reitschreitler geräuschlos in die Schlachtreihen gestellt; ich lasse mich nicht in dies oder jenes Schubfach einschachteln und bin weder „Marxist“ noch „Revisionsist“, sondern Sozialdemokrat. Als solcher spreche ich auch an dieser Stelle und erachte es als meine Pflicht, der Wahrheit zur Ehre, in Uebereinstimmung mit anderen geistig interessirten Parteigenossen, zu erklären, daß die Entschliekung des Parteitages in Bezug auf die Mitarbeiterschaft an bürgerlichen Zeitschriften, insbesondere der „Zukunft“, als eine im höchsten Maße verfehlt und darum bedauerliche bezeichnet werden muß. Gerade die „Zukunft“, deren Herausgeber mit einer bei temperamentoollen Publizisten vielleicht einzig dastehenden Toleranz sie zu einem Sprechsaal für die verschiedenartigsten Ansichten mustergiltig ausgestaltet hat, mußte Sozialdemokraten für Darlegungen ihrer Anschauungen nach wie vor durchaus willkommen bleiben. Die Genossen, die in einer Zeitschrift, wie es die „Zukunft“ im Hinblick auf ihre Verbreitung und die Art ihres Leserkreises ist, die Ideen der sozialistischen Massenbewegung zu propagiren vermögen, leisten dieser kaum geringere Dienste als die nur in parteiamtlich geachteten Blättern Schreibenden. Wie also die sogenannte Disziplin, die in gewissem Grade für eine große Partei unentbehrlich ist, einen solchen Varn über die „Zukunft“ rechtfertigen sollte, bleibt unerfindlich. Da die Sozialdemokratie von ihren Jüngern heischt, ihre Ansichten an jeder nur möglichen Stätte zum Ausdruck zu bringen, darf der Beschluß des Parteitages nimmer gutgeheißen werden. Daß

er auch durch die heftigen Angriffe auf Ihre Person nicht besser wird, braucht ja nicht erst besonders betont zu werden. Es wäre unschicklich, in dem von Ihnen geleiteten Blatte selbst über diesen Punkt sich näher auszulassen. Nur sei gesagt, daß es Sozialdemokraten giebt, die es heilig mit ihrer Partcipflicht nehmen und sich dabei nicht scheuen, auch in schroffem Gegensatz zu vielen Ihrer Anschauungen Ihre Publizistenarbeit als eine der wenigen erfreulichen Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens zu bezeichnen. Das gerade jetzt frank und frei herauszusagen, ist der Zweck dieser Zuschrift. Da es für die Sozialdemokratie kein klumenisches Konzil giebt, muß auch der Parteitag der rückhaltlosen Kritik der einzelnen Genossen unterliegen. Und wenn es sich selbst um einen mit „großer Mehrheit“ gefaßten Beschluß handelt, so gebietet eben die Wahrheit, zu erklären, daß die Majorität in schweren Irthümern eine gefährliche Entscheidung getroffen hat.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener

Victor Fraenkl, Rechtsanwalt.



Die rothen Primadonnen.

S einer der freisinnigen Rundreiseredner soll, als er eben von einem Wahlfeldzuge für einen kandidirenden Parteigenossen zurückkam, den harrenden Fraktionvettern statt anderer Begrüßung die Worte zugerufen haben: „Wie einen König hat man mich gefeiert!“ Vergessen war der unglückliche Ausgang der Redeschlacht, vergessen die Wahl des konservativen Gegners; nur an den persönlichen Triumph bewahrte das parlamentarisch geschulte Gedächtniß liebendes Erinnern. Die Geschichte ist vielleicht nicht wahr, doch sicher gut erfunden; denn sie beleuchtet sehr lustig die Virtuosengefühle, die den commis voyageurs der öffentlichen Meinung auf ihren Gastspielfahrten durch „Stadt und Land“ anezogen werden. Wie der virtuose Schauspieler allmählich jede Rücksicht auf den Dichter, dem er doch dienen soll, verlernt, so tritt für den virtuoson Agitator schließlich jedes Interesse hinter die Freude an der befriedigten Eitelkeit zurück: ohne nach dem praktischen Erfolg viel zu fragen, läßt er den Jubelschrei erschallen: „Wie einen König hat man mich gefeiert!“ Diese Erfahrung hat man auch im sozialdemokratischen Heerbann schon gemacht und deshalb wurde auf dem Parteitage der deutschen Sozialdemokratie das hübsche Wort von den „Partei-Primadonnen“ mit verständnisvoller Feiterkeit begrüßt. Hoffentlich nimmt ein Witzblatt, der Kladderabatsch oder die Lustigen Blätter, sich der Sache an und zeigt uns Liebfnecht als beweglich klagende Mezzosopranistin, Bebel als Dramatische, Singer als prächtig gepukte Koloraturen-Sängerin, denen die Herren Kuer, Fischer und Stadthagen als Vertraute dann zur Seite treten mögen.

Das Star-System, von dem unsere Theater sich zu befreien suchen, hat namentlich in den links stehenden politischen Parteien recht hübsche Fortschritte gemacht und die bewährtesten Zugkräfte sind schon längst nicht mehr in der Lage, allen Gast-

Spelanträgen, die an sie ergehen, Folge leisten zu können. Es fehlt überall an Nachwuchs und deshalb bleiben die Alten in ungeschwächtem Rollenbesitz, so lange sie noch einen Ton in der Kehle haben. Die erste Folge davon ist, daß an die Stelle begeistertster Uebergangung eine handwerkmäßige Routine tritt; und die zweite, daß die Koryphäen in immer bedenklichere Abhängigkeit vom lieben Publikum gerathen. Beide Erscheinungen haben sich auch auf dem Parteitage der deutschen Sozialdemokratie gezeigt, für dessen langwierige und meist langweilige Verhandlungen kaum ein passenderes Motto zu finden sein dürfte als die Sätze, die in Shakespeares Heinrich dem Sechsten Hans Cade zu seinen Getreuen spricht:

„'s ist für die Freiheit, zeigt Euch nun als Männer:
Kein Lord, kein Edelmann soll übrig bleiben;
Schont nur, die in gelappten Schuhen gehn,
Denn Das sind wackre, wirtschaftliche Leute,
Die, wenn sie dürften, zu uns überträten.“

Die Lohnschreiber — es giebt auch proletarische —, die mit aufgeblasenen Waden dem sozialdemokratischen Parteitage schmetternde Fanfaren voraussanften, werden nun doch in einiger Verlegenheit sein, wenn sie erklären sollen, was denn gar so Großes vollendet wurde. Den Irrthum dürfen sie nicht zugeben, denn das Wesen und die Gefahren der Lohnschreiberei bestehen ja eben darin, daß unter allen Umständen der zahlende Auftraggeber gelobt werden und seinem persönlichen oder parteilichen Interesse eine Kerze verbrannt werden muß. Auch die rothen Primadonnen haben ihre Claque, auch ihnen lägen, so oft sie die Bretter verlassen, eifrig klatschende Hände Erfolge vor. Dem von Gunst und Haß nicht getrübtten Blick aber muß das Ergebniß dieses Parteitages außerordentlich gering erscheinen und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses Urtheil insgeheim auch von den sozialdemokratischen Führern bestätigt wird. Aber auch diese Partei, die angeblich doch von der heutigen Gesellschaft nichts erwartet und nichts wünscht und die deshalb auch weder Kompromisse zu schließen, noch „Rechnung zu tragen“ brauchte, hat von den Taktiken und Praktiken der Zunftpolitiiker schon so viel angenommen, daß man zwischen den Zeilen zu lesen verstehen muß, um ihre wahren Stimmungen zu erkennen.

Die Fehde, die zwischen den Herren Viebknecht und Vollmar über die Stellung zum Staatssozialismus ausgebrochen war, ist durch eine Resolution beigelegt worden; und eine Resolution hat sich auch mit dem Antisemitismus beschäftigt, der eigentlich in einer Rede Bebel's und in einer daran zu knüpfenden Diskussion behandelt werden sollte. Wer die Psychologie der Parteien nur einigermaßen kennt, Der weiß, daß Resolutionen meistens von der Verlegenheit eingegebene Palliativmittel sind. Herr von Vollmar ist und bleibt den norddeutschen Primadonnen verhaßt, weil er sich gar zu freiwillig als Possibilisten bekennet und damit demdurch die Wählerereien der „Unabhängigen“ erregten Mißtrauen der Massen neue Nahrung giebt; die Größe seines Anhangs innerhalb der Partei nimmt aber den führenden Genossen doch den Muth, offen gegen ihn vorzugehen. Und der Antisemitismus hat unter den Sozialdemokraten so rapide Fortschritte gemacht, daß man ernstlich befürchten mußte, in der Debatte verächtliche oder laute Ahswardereien zu erleben; deshalb wurde dieser interessanteste Punkt der Tagesordnung vorsichtig umgangen. Offiziell wird Das natürlich mit nachdrücklichster Entschiedenheit be-

stritten, in Privatgesprächen aber geben selbst die eifrigsten Genossen es achselzuckend zu. Bollmar hat eben seine Gruppe und Singer, der sein Vermögen der Partei vermachet haben soll, ist ein noch viel mächtiger Mann; Beide stügt außerdem noch die Befürchtung, durch ihren Sturz könnten die Herren Bebel und Liebknecht allzu mächtig werden. In diesem Anäuel persönlicher Ermüdungen und Rivalitäten ist schließlich für die „Sache“ kaum noch irgendwo Platz.

Das größte Aufsehen hat die Debatte über den „Vorwärts“ erregt und der Ausspruch des Herrn Liebknecht, die Redakteure müßten vor dem Parteitage stehen wie „Indianer am Pfahl“. Wahrscheinlich wollte Herr Liebknecht sagen, wie die Weißen am Pfahl der Indianer. Das mochte ihm aber zu unhöflich klingen. Und doch ist die Gereiztheit des alten Herrn sehr begreiflich; denn die Thatsache, daß er als Leiter des sozialdemokratischen Centralorgans ein Jahresgehalt von 7200 Mark bezieht, ist seit Monaten dazu benutzt worden, den ergrauten Führer offen und versteckt anzuseinden. Immer wieder kamen aus dem Abonnementkreise Briefe, die Auskunft darüber verlangten, ob denn wirklich ein solches „Ministergehalt“ bezahlt würde, und ein schlagfertiger Redakteur gab schließlich einem der Neugierigen im Briefkasten die Antwort: „Wenn Sie den Betreffenden etwa anpumpen wollen, sind Sie an den Unrechten gekommen!“ Das thörichte Gerede war durch die verwerfliche Taktik der Unabhängigen aufgebracht worden, die dabei ganz schlau mit den Eigenthümlichkeiten der proletarischen Ethik gerechnet hatten, mit der Anschauung, daß der Versuch, sich auf unrechtmäßige Weise zu bereichern, eigentlich das einzige unverzeihliche Verbrechen ist. Brutalitäten und Unsitlichkeiten im Sinne des bürgerlichen Gesetzes werden in diesen Kreisen unendlich viel leichter vergeben als ein unlauteres Streben nach Dem, was hier immer und überall fehlt: nach Geld und Gut. Nun ist es ja klar, daß Herrn Liebknecht ein solcher Verdacht nicht einmal von fern treffen kann; er ist im Vergleich zu seinen Chef-Kollegen sogar sehr schlecht bezahlt, denn der Freiherr von Hammerstein erhält 24,000 Mark und Herr Levysohn 18,000 Mark im Jahr. Aber die sozialdemokratische Partei hat dem Unverständnis der Massen schon zu oft nachgegeben, sie hat die Lohnsätze für geistige Arbeit allzu willkürlich herabgesetzt, als daß sie über den neuesten Ansturm sich verwundern dürfte. Wenn ein Mann, der die „Kopfarbeiter“ beschimpft, in den Vorstand der Freien Volksbühne berufen, wenn den Zöglingen dieses pädagogisch geplanten Unternehmens schwarz auf Weiß das Recht zugesprochen wird, über literarische Werke in letzter Instanz abzuurtheilen, dann ist es nur selbstverständlich, daß die Männer der schwierigen Faust am Ende glauben, die Arbeit des Herrn Liebknecht sei „ein Pappentstiel“ und könnte bequem in billigen Tagelohn vergesetzt werden. Anstatt Das nun aber rückhaltlos auszusprechen, erging Herr Liebknecht sich in den unglücklichsten Motivirungen; was Coriolan zu thun verschmähte, Das that er: vor den gerührten Dritten führte er seine Wunden spaziren, sprach von der Nothwendigkeit, für seine Söhne zu sorgen, und erklärte endlich, nachdem er kurz vorher doch die Selbsteinschätzung für geistigen Kapitalbesitz verworfen hatte, nicht er verdiene an der Partei, sondern die Partei verdiene an ihm.

Da ist nun ein freundlicher Irrthum, den uns das Loben der Clique verständlich macht. Die Primadonnen erfahren immer zuletzt, daß sie Klugeln und Fettansatz haben, und Herr Liebknecht weiß ganz gewiß nichts davon, daß auch die ihm am Nächsten Stehenden mit seiner redaktionellen Thätigkeit äußerst unzufrieden sind.

Auch ein Gegner der Sozialdemokratie konnte früher mitunter seine Freude an der handfesten Deutlichkeit haben, mit der im „Vorwärts“ gegen bürgerliche Heuchelei und liberale Korruption zu Felde gezogen wurde. Durch allerlei persönliche Einflüsse aber und durch die Unkenntniß des journalistischen Großbetriebes, die der neue alte Herr aus Leipzig mitbrachte, ist das Centralorgan so gründlich nach und nach verwandelt worden, daß es sich heute den Zorn und die Geringschätzung der Genossen zugezogen hat und daß Herr von Volkmar unter heiterem Beifall sagen durfte, alle Vorwürfe, die man dem „Vorwärts“ gemacht habe, seien noch gar nichts im Vergleich zu denen, die man ihm zu machen berechtigt wäre. In der That unterschreibt sich das Blatt eigentlich nur noch dadurch von anderen schlechten Blättern, daß es keine Nachrichten hat, von den kulturell wichtigen Ereignissen kaum Notiz nimmt, und in einer rüden und knotigen Sprache schwelgt. Im Uebrigen wird gelogen, verleumdet, entstellt und totgeschwiegen, ganz wie . . . anderswo. Und Das wissen Alle, aber selten nur wagt Einer, den Parteibann zu brechen und offen das Ding beim Namen zu nennen; verstoßen nur tuscheln sie einander zu: „Der alte Viebknecht kanns nicht, ein Ruhegehalt nimmt er nicht an und die Partei muß ihn deshalb im Amt behalten.“ Man muß schon die sozialistischen Weihen empfangen haben, um für ein solches Catonenthum, das lieber die wichtigste Agitation schädigt, als daß es mit wohlverdienter Pension sich zur Ruhe setzt, Verständnis oder gar Bewunderung aufbringen zu können.

Indessen trägt Herr Viebknecht nicht etwa allein die Schuld. Es wandert da noch eine Preßkommission herum, an deren Spitze natürlich Herr Singer steht, und die ängstlich darüber wacht, daß nur ja jede Beschwerde jedes Parteigenossen protokolliert wird und in jedem Streit eines Unternehmers mit seinem Arbeiter dem Unternehmer ordentlich Eins auf den Kopf gegeben wird. Nun haben bekanntlich selbst Unternehmer mitunter Recht; aber Herr Singer ist ein strenger Herr und feuzend müssen die Redakteure nachgeben, oft genug gegen ihre Uebersugung. Eine Zeitung, die nach persönlichen oder parteilichen Interessen geleitet wird, kann eben immer nur so lange anständig und ehrlich sein, wie es die persönlichen oder parteilichen Interessen gestatten; ob ein annoncensüchtiger Verleger oder eine demagogisch um den Massenbeifall buhlende Kommission den Gewissenszwang übt: Das ändert an dem Resultat nicht das Geringste. Gut schreiben und mit dem Geschriebenen nachhaltigen Eindruck machen kann man nur, wenn man völlig frei ist und von Fall zu Fall nach bestem Ermessen prüfen darf, wo das Recht ist und wo das Unrecht. Die sozialdemokratischen Zeitungschreiber sind aber zum größten Theile gerade solche Kulis wie ihre bürgerlichen Kollegen; systematisch werden sie zur Klupffechterei erzogen, und wenn sie, mit noch blutigen Händen, vom Norden der Bourgeoisie kommen, dann setzen sie sich mit den Vorkämpfern dieser Bourgeoisie um den Biertopf herum und sind die besten Freunde von der Welt. In beiden Lagern sechten Soldner und die genarrten Leser nehmen die Geschichte ernst, während die Wütheliche doch, nach einem Worte Lessings, oft genug wie die Fleischerknechte reisen.

Die liberalen Ganzklugen haben zu dem Parteitage behaglich geschmunzelt und aus dem Wehge ihrer Zähne dann besonders weise Betrachtungen herausgeschickt. Erstens, sagten sie, sind Das keine Arbeiter, die hier tagen; für den Manchestermann ist ein Arbeiter ohne hohle Wangen und zerlumpte Kleider überhaupt nicht denkbar; der Manchestermann baut zwar mit bescheidenem Profit Arbeiterwohnungen, aber

er weiß nicht, daß der Industriearbeiter darauf hält, bei festlichen Gelegenheiten schmutz und sauber zu erscheinen. Dann meinten sie: „Diese Leute wollen die Welt umgestalten und haben nicht einmal die nöthigen Kräfte, um eine ordentliche Zeitung zu machen!“ Das ist wieder ein Irrthum, denn mit ganz verschwindenden Ausnahmen sind heute alle Journalisten Sozialdemokraten und in Schaaren würden sie, trotz Singers Preßmaschine, der Partei des Umsturzes zulaufen, wenn diese sie nur auskömmlich bezahlen wollte. Drittens sagten die liberalen Herren: „Sieh, sieh, die einst so wilde Sozialdemokratie ist ja ganz sanft geworden! Wir haben es ja immer gesagt, nur keine Gewaltmaßregeln, nur keine Aufregung, laissez faire, laissez aller, Alles wird schon gut werden.“ Und Das ist der dritte und schwerste Irrthum.

In der harten Schule des Sozialistengesetzes haben die jetzigen Führer einige Resignation gelernt; sie sind alt und müde, möchten Ruhe haben und legen sich, ut aliquid fiat, aufs Prophezeien. Nur bei ganz besonders feierlichen Gelegenheiten wird noch die revolutionäre Walze eingelegt und die pariser Commune verherrlicht; für den Alltag muß ein bequemer Possibilismus aushelfen, der mit dem Möglichen rechnet und bei Stichwahlen mit Nichter, dem Sozialistendöter, Geschäfte auf Gegenseitigkeit abschließt. Die Massen aber, denen man so lange den Mund wässrig gemacht hat, werden sich auf die Länge mit so magerer Kost nicht abspießen lassen, sie werden, wenn der Worte genug gewechselt sind, auch endlich Thaten sehen wollen, und da bis dahin der versöhnliche Capriovismus abgewirthschafet haben wird, so kann ein scharfer Zusammenstoß der feindlichen Mächte nicht ausbleiben. Heute herrscht in der Sozialdemokratie vielfach gefällige Routine und demagogische Liebedienerei; aber die rothen Primadonnen sind alt, und wer die Vorgänge hinter den Coullissen des Parteitagcs aufmerksam beobachtet hat, kann sich nicht darüber täuschen, daß der Zuschauer ungeduldiges Zischen und Trampeln schon bis zu den Sternen dringt und daß die nächste Debutantin die alten Lieblinge über den Haufen rennen wird, namentlich, wenn sie feine Hände und den trotzigcn Muth der Uebertreibung hat.

* * *

Das ist der fürchterliche Artikel, der auf dem dresdener Parteitag mit solcher Wonne am rothsten Schimpfswort gescholten wurde und der seitdem noch immer, wie die Erinnerung an die größte Lobfünde der Apokalypse, durch die sozialdemokratischen Blätter spukt. Vor elf Jahren ist er hier veröffentlicht worden. Schwere Straftthaten verjähren in dieser Zeit; meines Verbrechens Strafbarkeit scheint aber ewiglich währen zu sollen. Das Heft ist einzeln schon längst nicht mehr zu kaufen; deshalb wollte ich dieses Hauptbelastungsmaterial der Trianonanfrage hier dem Blick der Betrachter noch einmal zeigen. Deshalb; nicht etwa, weil ich den Artikel gut finde. Ich würde ihn — er war einer meiner ersten Versuche auf dem klüftigen Gebiet politischer Kritik — heute nicht mehr schreiben. Erstens, weil die Sozialdemokratie sich wesentlich verändert hat und der „Vorwärts“ ganz unvergleichlich besser geworden ist; zweitens, weil ich mich in gründlichere Prüfung politischer Vorgänge gewöhnt und die rothe Partei näher kennen gelernt habe. Einzelnes aber dünkt mich heute noch wahr; und nicht Unwichtiges. Zum Beispiel: daß in der Sozialdemokratie „vielfach demagogische Liebedienerei herrscht.“ Daß die Masse sich nicht immer mit Worten abspießen lassen

wird. Daß auch die sozialdemokratischen Journalisten recht oft nicht sagen dürfen, was sie denken, recht oft friedlich und freundlich beim Bier mit den Schreibern der Artikel zusammensitzen, die sie eben erst als schurkische Ausgeburten verkommener Bourgeoisimoral gebrandmarkt haben, daß also der gen Himmel lodernde Zorn nicht stets ganz heilig ernst zu nehmen ist. Richtig oder falsch: sicher keine Ansicht, die nach elf Jahren noch Fläche verdient. Der Primadonnenscherz war von Sozialdemokraten selbst auf dem Parteitag gemacht und belacht worden; und Primadonnen nennt der Sprachgebrauch nicht, wie Herr Bebel zu wähnen scheint, Bänkelsängerinnen, sondern Künstlerinnen, die wirklich was können, — auch wenn sie schon sacht altern, eitel, herrschsüchtig und nach Applaus lüsten sind. Im Jahr 1892, nach der Exkommunikation der „Unabhängigen“, gehörte Herr Bebel zu den Alten, die ihre Ruhe haben, ihre Klangrolle behalten wollten und thörichten Radikalismus verwarfen. In Erfurt hatte er, ein Jahr vorher, gesagt: „Die Masse schließt sich uns nicht an, weil sie nach reiflichem Nachdenken unsere Ziele als die Ziele der Menschheit erkennt, sondern, weil wir die einzige Partei sind, die für die Arbeiter in die Schranken tritt und die Ausbeuter an den Pranger stellt.“ Seitdem hat er, vielleicht, um nicht zum alten Eisen geworfen zu werden, selbst nach der Rolle gegriffen, in der, wie ich annahm, eine neue Debutantin die alten Lieblinge überstrahlen würde, ist er selbst der Radikalste der Radikalen geworden. Und wie redet er nun? Ich will nicht aus seinen dresdener Wuthausbrüchen citiren, sondern aus dem Artikel, den er vor dem Parteitag schrieb. Bismarck, heißt es da, würde sich vor Lachen den Bauch halten, wenn er Bernstein sprechen hörte. Bollmar ist ein Schulmeister, aber auch ein Ceremonienmeister und ein Falstaff (also ein Prahlhans), der „mit unnachahmlicher Würde vom hohen Rothorn herab dozirt.“ Die Fraktion soll auf die Knie gezwungen werden. „Bollmar und Genossen führen kantisch-antike Gründe an, die für die Preisgabe aller Grundzüge angeführt werden können!“ Bollmar, der in Anziehosens zu Hof geht, ist „ein köstlicher Stoff für Witzblätter.“ Die Zumuthung, Pflichten der Repräsentation auf sich zu nehmen, ist „die vollendete Würdelosigkeit“; und doch ging sie von Parteiführern aus. „Unsere Revisionsisten legen sich immer aufs Zeugnen, sobald man klare Auskunft von ihnen verlangt.“ Sie „suchen die Partei auf die schiefe Ebene zu drängen.“ „Man höre endlich einmal in unseren Reihen mit dem Komödienpiel auf, immer wieder von Einigkeit und Einheit in der Partei zu reden.“ Corruption also und Komödie ringsum. Wären die Zustände wirklich so schlimm, dann könnte meine Diagnose höchstens als etwas verfrüht getadelt werden. Ich glaube nicht, daß sie gerade in den von Bebel gerügten Punkten so schlimm sind. Was aber unfähbarer Frevel, daß ich, den der, nach des Genossen Mehring Meinung, „vom Buben Schoenlant mit seinem Gift infizirte“ alte Diebknecht damals gräulich vercumdet hatte, 1892 aussprach, was mir richtig schien? Daß ich dem ersten Staunen eines soeben in die Politik verschlagenen Kunstgenießers satirischen Ausdruck suchte und vielleicht unglimpflichen fand? Ich glaube, der alte Artikel wird Alle enttäuschen, die Grausiges von ihm erwartet oder wenigstens vermuthet hatten, er werde an Derbheit und Gehässigkeit des Tones die Reden an deutsche Volk erreichen, die in proletarischen Blättern täglich zu lesen sind, — annähernd nur den Schimpfflanonaden gleichen, mit denen seit Wochen nun schon, der zuschauenden Bourgeoisie zur Wonne, die Führer des Proletariates wider einander wüthen